2,00 DM / Band 778
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

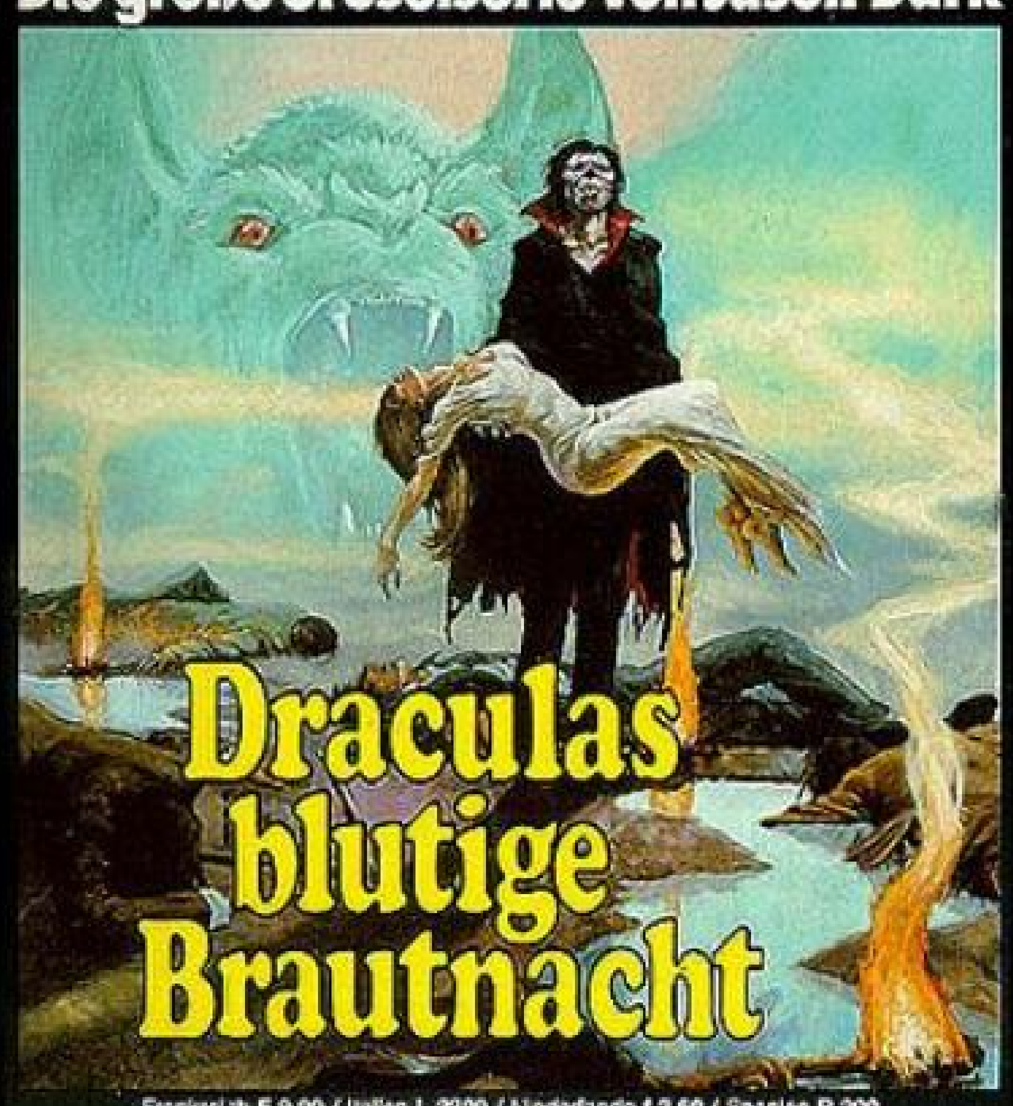
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Draculas blutige Brautnacht

John Sinclair Nr. 778

von Jason Dark

erschienen am 01.06.1993

Titelbild von Richard Hescox

Sinclair Crew

Draculas blutige Brautnacht

Marek, der Pfähler, saß mir gegenüber und zitterte. Er wischte sich die Tränen von der rechten Wange, schluckte, starrte dann auf die Tischplatte und wiederholte seine Worte. »Sie sind verschwunden, John. Die vier Frauen sind weg. Einfach so oder nicht einfach so. Sie waren so etwas wie ein Rückhalt, seine Trumpfkarte. Jetzt hat er sich ihrer bedient.«

»Noch einmal, wer hat sie geholt?«

»Mallmann – Dracula II, John! Und die vier sind keine Menschen mehr, sondern Vampire…«

Es stank in dem alten Wagen nach Urin, Schweiß und Erbrochenem, was den beiden müde wirkenden Wächtern kaum etwas ausmachte.

Sie hockten ihrem Gefangenen lethargisch gegenüber und waren schon so versiert, dass sie das Schaukeln des Gefangenentransportes auch schlafend mit ihren Körpern ausglichen.

Der Gefangene stöhnte auf. Er hieß Branco Uljaki, und sie hatten ihn wieder einmal erwischt. Diesmal würde er nicht in einem Knast landen, aus dem man leicht ausbrechen konnte, nein, dieser Wagen war auf dem Weg zu einer Anstalt, die einen verdammt schlechten Ruf hatte, denn zur Zeit des Diktators waren hinter diesen Mauern die Gefangenen zu Tode gefoltert worden. Der Bau galt nicht mehr unbedingt als großes Gefängnis, sondern mehr als psychiatrische Klinik, doch die kam einem Zuchthaus gleich, und Branco wusste es.

Das Land lag am Boden. Chaos in Rumänien. Jeder jagte jeden.

Viele jagten viele. Der Hass einiger Völkergruppen aufeinander hatte sich nach dem Zusammenbruch des Regimes freie Bahn verschafft, und man ging aufeinander los wie die Tiere.

Davon wollte Branco nichts wissen. Ihm waren die Menschen egal, nein, nicht richtig egal, sonst hätte er sie nicht vor den Gefahren gewarnt. Man hatte nicht auf ihn gehört. Er war ausgelacht worden, und man hatte ihn schließlich festgenommen, um ihn in die Anstalt zu fahren. Wer glaubte jetzt noch an Vampire? Nicht einmal die Touristen kamen her, um die alten, gruseligen Stätten zu besichtigen. Doch sie irrten sich. Branco wusste genau, dass sie existierten, ein halbes Leben lang hatte er sie gejagt, war als Warner aufgetreten, als Mahner und Rufer. Die Menschen aber hatten ihn verlacht, und jetzt sollte er sogar eingesperrt werden. Das durfte nicht sein.

Der Wagen schaukelte weiter über die schlechte Strecke. Er war der einzige Gefangene. Deshalb hatten die Aufpasser auch gute Laune. Mit einem wurden die beiden kräftigen Hundesöhne immer fertig. Früher waren es Banditen gewesen, jetzt arbeiteten sie für die Polizei, eine bestechliche Truppe aus Dreckskerlen.

Sie stanken nach Schweiß. Ihre Uniformen waren verschmutzt. Sie hatten vor seinen Augen das Fladenbrot gegessen und es mit einer scharfen Soße gewürzt. Manchmal rülpsten sie auch. Wenn der Durst zu groß wurde, tranken sie selbst gebrautes Bier aus verbeulten Feldflaschen.

Der Knastwagen hatte ein »Fenster«. Es war nicht mehr als ein Schlitz in der Wand. Da hatte Branco schauen können, wie die Zeit verging, der Tag allmählich düster wurde und die Dämmerung heraufzog.

Noch vor Mitternacht würden sie am Ziel sein, und dann schlossen sich hinter Branco die Tore.

Er spürte ein Kneifen im Magen, als er daran dachte. Er schaute auf seine Hände. Da die Wärter ihn nicht für gefährlich hielten, hatten sie

ihm nur die Hände gefesselt. Einer hieß Krishan. Er war nicht nur dick und fett. Auf seinem Kugelkopf klebte das fettige Haar. Seine dicken Lippen glänzten feucht. Das Kinn ähnelte wabbligem Pudding.

Krishans Kollege hieß Peter. Ein Mann deutscher Abstammung, der einiges hinter sich hatte: Soldat, Geheimdienst, Söldner. Er hatte viele Erfahrungen sammeln können und sollte angeblich die besten und perfidesten Foltertechniken beherrschen.

Das blonde Haar wuchs als Stoppelschnitt auf seinem kantigen Schädel. Die Augen leuchteten in einem kalten Blau, und dicht unter dem Haaransatz leuchtete auf der Stirn eine rote Narbe. Das Andenken eines Säbelstichs, wie er selbst gern erzählte.

Peter beobachtete den Gefangenen. Sein Blick sprach Bände. Er wartete nur darauf, dass Branco Uljaki etwas unternahm, das ihm nicht gefiel. Doch der Gefangene hütete sich. Er hockte auf seiner Pritsche und ließ sich ebenso durchschaukeln wie die anderen.

Krishan griff wieder zur Flasche. Er schüttelte sie und erkannte anhand des Geräusches, wie voll sie noch war. Er nickte zufrieden, zog den Stöpsel ab, setzte die Flasche dann an und genehmigte sich einen Schluck! Das Bier war warm. Es roch und war bestimmt nicht mehr gut, doch Krishan schüttete das Zeug in sich hinein.

»Du sollst nicht so viel saufen!«

Er trank weiter.

Peter rammte ihm die Faust in die Seite. Krishan verschluckte sich, die Öffnung löste sich von seinem Mund. Bier spritzte auf den Boden des Transporters. »Was willst du, Mann!?«

»Hör auf zu saufen!«

Krishan schloss die Feldflasche. »Warum denn, zum Henker? Warum soll ich aufhören?«

»Weil ich es so will. Ich will nicht mit einem Besoffenen herumfahren.«

»Ich bin nüchtern.«

Peter grinste nur. »Aber du stinkst.«

»Na und?« Krishan lachte. Dann deutete er auf den Gefangenen.

»Dieser Hund stinkt auch. Aber er hat es schlechter. Er wird bald in unserem Schloss hocken und zwischen all den Kadavern noch mehr stinken.« Er glotzte Branco an. »Du wirst bei lebendigem Leibe verrotten! Wer einmal im Schloss sitzt, der kommt da nicht mehr raus. Irgendwo hast du Mist gebaut, und das ist dein Pech, mein Freund.«

»Kann sein.«

»Mehr sagst du nicht?«

»Nein!«

»Warum denn nicht?«

Branco schaute auf seine locker gefesselten Hände. »Weil es keinen Sinn haben würde.«

Der Wächter kicherte und prustete. Speichel sprühte aus seinem Mund. »Hast du das gehört, Peter? Er will sich nicht mit uns unterhalten. Wir sind ihm nicht fein genug. Weißt du, was man mit solchen Pinkeln macht?«

»Interessiert mich nicht.«

»Aber mich.«

»Dann sag es doch!«

Der dicke Krishan stierte den Gefangenen an. »Typen wie dir tritt man so lange in die fette Wampe, bis euch der Darm aus dem Maul rauskommt.«

Er lachte roh, schlug auf seine Schenkel und bekam mit, wie sein Nebenmann müde grinste. Krishan war bekannt für seine dämlichen Witze, wobei man allerdings nie wusste, ob es wirklich nur ein Witz war. Dieser dicke Mensch war auf keinen Fall gemütlich, er glich eher einem gefühlsmäßigen Chamäleon, das sich von einem Augenblick zum anderen in eine Bestie verwandeln konnte.

»Na, hast du es gehört, Uljaki?«

Branco nickte. »Das habe ich.«

»Gefällt es dir?«

»Bestimmt nicht.«

Der Dicke beugte sich vor. Er scharrte mit den Füßen, die in Schaftstiefeln steckten. »Soll ich dir noch sagen, was ich mit dir machen würde, du Schwein?«

Branco hob die Schultern. »Ich habe dir nichts getan.«

Derartige Antworten gefielen Krishan. Er liebte es, wenn jemand vor ihm kuschte, auch wenn es nur verbal war. Er verzog die dicken Lippen. Seine Augen glänzten. Dann schielte er nach links, wo sein Kumpan hockte, der lethargisch zu Boden starrte und sich eigentlich um nichts kümmerte. Krishan ergriff die Gelegenheit auch deshalb, weil der Körper des Mannes zuckte, und diese Reaktion kannte er, denn Peter stand kurz vor dem Einschlafen.

Das gab Krishan Gelegenheit, sich die Feldflasche zu schnappen und noch hastig einen Schluck zu trinken.

Branco beruhigte sich etwas. Er lachte kehlig. Okay, sie würden sich wundern. Er würde ihnen etwas erzählen. Vielleicht war das seine letzte Chance. »Du bist hier geboren, nicht?«, flüsterte er.

»Klar.«

»Dann kennst du dich aus – oder?«

»Was soll das?«

»Ich will dich nur warnen«, flüsterte der Gefangene. »Es ist wieder vieles anders geworden, denn in diesem Land gibt es eine geheime Macht. Nicht mehr die Sekuritate, das ist vorbei, es herrschen andere Gesetze, die alten, verstehst du?«

»Überhaupt nicht.«

»Es wird alles anders werden, mein Freund. Du wirst dich wundern, was da läuft.«

Krishan gähnte. Er zeigte damit an, wie sehr er sich über die Worte langweilte. »Du willst wohl, dass ich dich bedauere, wie?«

»Nein, du nicht. Wenn einer jemand bedauert, dann bin ich es, verstehst du?«

»Ach ja?«

»Aber immer doch. Ich muss dich bedauern, denn du bist einer von vielen, die überhaupt nicht wissen, wo es langgeht, mein Freund. Hier wird alles zugemauert. Du wirst keine Chance erhalten, denn du gehst mit offenen Augen in die Hölle.«

»Hör auf!«

»Nein, ich höre nicht auf, denn ich will dich retten. Ich will deine Seele retten, wenn du verstehst.«

»Ich bin nicht verloren.«

Branco Uljaki spürte, dass er allmählich Überwasser bekam.

»Nicht verloren?«, flüsterte er, »dass ich nicht lache. Und ob du verloren bist. Du bist schon jetzt tot, nein, du bist ein Untoter, denn die anderen Mächte lauern dir auf. Ich weiß es, ich habe sie gesehen, sie sind die Gespenster der Nacht.«

Er senkte seine Stimme und stellte fest, dass Krishan eine Gänsehaut bekam, was nicht am Schnarchen seines mittlerweile eingeschlafenen Kumpans lag. Es waren allein die Worte, die ihm, dem Einheimischen, der an Vampire und böse Geister glaubte, kalte Schauer über den Rücken jagte. Natürlich kannte er die Geschichten von Vampiren und Wölfen, die sich in den einsamen Wäldern der Karpaten zurückgezogen hatten. Das alles war ihm längst klar geworden, und er kannte dies seit seiner Jugend.

»Jetzt hast du Angst, wie?«

Krishan beschloss, diese Furcht nicht zu zeigen. Er trug letztendlich eine Uniform, und darin fühlte er sich wie eine Respektsperson.

»Ammenmärchen«, sagte er. »Alles nur Ammenmärchen. Das ist doch Weiberkram, was du mir da erzählst.«

Branco legte den Kopf schief. »Tatsächlich?«

»J-ja…«

Uljaki lächelte. »Ich glaube es nicht, mein Freund. Denk mal daran, durch welches Gebiet wir fahren, um das verdammte Schloss zu erreichen. Sage es mir.«

Krishan rieb seine Handflächen gegeneinander. Dabei bewegte er den Kopf und schielte hoch zur Deckenluke des Gefangenenwagens.

Draußen zog die Düsternis vorbei. Wenn er genau hinsah, waren so schwache Wolken- oder Nebelfetzen zu sehen. »In den Bergen sind wir.«

»Ja, das stimmt.« Branco fühlte sich in seinem Element. »Aber in

welchen, mein Freund, in welchen Bergen?«

»Karpaten.«

Der Wärter hatte geflüstert und Branco nickte. Aus großen Augen schaute er den Uniformierten an. »Da hat er gewohnt, gelebt, gekillt«, raunte Branco. »Muss ich dir noch seinen Namen nennen? Man spricht von dem Vlad, der seine Opfer aufgespießt hat. Vlad Dracul, auch Dracula genannt. Der Vampir, der Blutsauger.« Branco hatte seine Stimme gesenkt. Sie war nur mehr ein kratziges Flüstern.

Er wusste genau, wie man anderen Angst einjagte, und Krishan fühlte sich in seiner Haut nicht mehr wohl. Er warf Peter einen Blick zu. Sein Kollege war eingeschlafen. Die wuchtigen Stöße hatten ihn zur Seite gedrückt. Er hing dort in einer Schräglage und stieß immer wieder mit der Schulter gegen die Wand.

Auch Branco war darüber sehr zufrieden. Die Stricke an seinen Händen konnte er vergessen, sie waren mehr Makulatur. Zwei heftige Rucke nur, und er würde sie abgestreift haben. Krishan hatte davon nichts bemerkt, und Branco war davon überzeugt, dass er sein Ziel, das Schloss, nicht erreichen würde. Es war ja kein richtiges Schloss, die Anstalt wurde nur so genannt, weil sie einsam lag und eine schlossähnliche Bauweise aufwies.

Krishan hatte sich wieder gefangen. »Dracula!«, keuchte er, »alles nur Legende. Da steckt nichts dahinter.«

»Es hat ihn gegeben!«

»Das weiß ich auch! Aber nicht so!«

Branco Uljaki legte den Kopf schief. »Tatsächlich?«, säuselte er.

»Glaubst du tatsächlich daran, dass es keine Vampire gibt, die auf dein Blut scharf sind?«

»Ja!«

Der Gefangene schloss für einen Moment die Augen. Seine Lippen bewegten sich. Er flüsterte Worte, die sein Gegenüber nicht verstand. Das wiederum machte Krishan noch nervöser. Überhaupt fühlte er sich auf der Ladefläche des Transporters verdammt unwohl. Er spürte die Gänsehaut auf seinem Rücken. Er schaute sich um und wollte Peter wecken, ließ es dann jedoch bleiben. Er wollte auch reden, aber er lauschte nur Brancos geflüsterten Wortfetzen.

»Was sagst du da?«

»Ich bete.«

»Ha – und warum?«

»Ich bete für uns, denn ich weiß, dass sie bereits auf uns lauern. Die Vampire…«

»Hör auf, verdammt!«, fluchte Krishan. »Du willst mich nur verrückt machen. So verrückt, wie du auch andere gemacht hast. Bei denen bist du aufgefallen. Die haben dich auflaufen lassen, die haben dafür gesorgt, dass du in eine Klinik eingewiesen wirst. Jetzt merkte ich,

dass dies nicht ohne Grund geschehen ist.« Er schlug sich gegen die Stirn. »Du hast nicht mehr alle Tassen im Schrank, du bist dämlich, bescheuert, du bist verrückt, Mann!«

»Ich habe Recht.«

»Das sagen alle Verrückten.«

Peter schnarchte röchelnd. Er zuckte zusammen, verzog das Gesicht und öffnete die Augen. Obwohl er noch schlaftrunken war, kam Branco der Blick eiskalt vor. Er schaute ihn an, blickte auch auf seinen Kollegen und war zufrieden. Mehr grunzend als sprechend gab er einen Kommentar ab. »Ist ja alles gut.«

Krishan wollte sagen, dass nicht alles gut war. Er kam zu spät, denn da war sein Kollege schon wieder eingeschlafen und einfach abgetaucht. Es gefiel Krishan nicht, er fühlte sich wieder allein und dem Gefangenen auch unterlegen. Was er ihm gesagt hatte, konnte nicht stimmen. »Es gibt keinen Dracula mehr.«

Branco nickte. »Meinst du?«

»Ja.«

»Wenn du dich da mal nicht irrst. Vielleicht wirst du Dracula nicht sehen, das stimmt schon, aber er ist nicht allein. Er hat Helfer, Bräute, vier Frauen, die ihm zur Seite stehen. Er hat sie sich geholt. Sie waren mal im Bann einer Hexe, wurden erlöst, sind sogar aus der Vergangenheit gekommen, wie man sich erzählt, doch es wurde alles anders. Sie waren einfach zu schön, um nur noch Menschen zu sein. So etwas wie sie ist eine leichte Beute für den Blutsauger. Und deshalb hat er sie entführt, seine Zähne in ihre Hälse geschlagen.«

Bei dieser Erklärung ruckte Branco intervallweise mit dem Kinn vor.

»Und dann haben sie sich wieder zurückgezogen, weil sie auf der Suche nach Blut waren. Sie brauchen Blut, um zu überleben, verstehst du? Menschenblut. Und sie werden an einsamen Stellen lauern. Deshalb wäre ich an deiner Stelle nicht sicher, dass ich dieses Ziel auch erreiche.«

Krishan grinste. Er strich durch sein dickes Gesicht. »Bräute, sagst du?«

»Ja.«

»Weiber also!«

»Richtig.«

Krishan grinste launisch. »Sollen sie nur kommen, die Weiber. Auf sie habe ich gewartet. Ich brauche die Weiber. Das würde mich direkt freuen.«

»Du irrst dich. Sie werden dir dein Blut aussaugen und dich fertig machen. Du wirst als Untoter weiterleben, du wirst…«

»Ich werde sie bumsen!«, röhrte Krishan, drückte sich zurück und schlug mit beiden Händen auf seine dicken Oberschenkel, wobei er ein Lachen nicht unterdrücken konnte.

Branco wusste nicht, ob die Reaktion echt oder nur Getue war. Im Zweifelsfall entschied er sich für das Getue, und es war zu laut, denn Peter erwachte wieder.

Böse stierte er seinen Kollegen an. »Was ist los, du fetter Sack? Warum brüllst du hier herum?«

Krishan kannte Peter gut genug, um zu wissen, dass er ihn auf keinen Fall wütend machen durfte. Dann drehte er womöglich durch.

»Ich… ich habe mich nur verschluckt, weißt du? An der eigenen Spucke.« Er grinste verzerrt und hoffte, dass Peter ihm die Ausrede abnahm. »Ist ja nicht schlimm, finde ich.«

»Nein, gar nicht.« Peter rülpste und rieb seine Augen. Er wollte also wach bleiben.

Das wiederum gefiel dem Gefangenen überhaupt nicht. Seine Lage hatte sich dramatisch verschlechtert, denn es gaben wieder zwei Typen auf ihn Acht.

Peter glotzte ihn an. »He, du Spinner! Hast du da Witze erzählt, weil Krishan so lachte?«

»Nein, ich denke nicht.«

Der Mann winkelte ein Bein an und stemmte den Absatz gegen die Sitzbank. »Das gefällt mir nicht, Bastard. Das gefällt mir überhaupt nicht. Ich habe schon viele von deiner Sorte begleitet, aber die waren alle anders als du. Hast du keine Angst, dass wir dich noch in die Mangel nehmen können? Weißt du überhaupt, was Idioten wie dich erwartet?«

Da Krishan glucksend lachte, schwieg Peter. Er war irritiert. »He, was ist so lustig?«

»Kann ich dir sagen. Der Idiot hat von Vampiren erzählt, aber von weiblichen, von Bräuten. Angeblich warten sie auf uns, um uns zu beißen und unser Blut zu trinken. Hast du das gehört, Peter? Die wollen unser Blut!«

Der Blonde grinste breit. »Weiber?«

»Ja. Mit spitzen Zähnen.« Krishan kicherte.

Peters Blick verdüsterte sich. »Was redest du dir denn da zusammen Uljaki?«

Der Angesprochene hob beide Hände. Er schaute sich dabei um.

»Ich habe mir nichts zusammengeredet. Ich weiß es. Es gibt einen Vampir, und er hat sich die vier Bräute geholt. Er hat sie ebenfalls zu Blutsaugern gemacht und sie auf den Weg geschickt, damit sie sich weitere Opfer holen. In diesen Bergen verstecken sie sich. Hier ist es düster, dunkel, hier kennen sie sich aus.«

»Nichts kennen sie.«

»Doch!«

Peter wollte aufstehen und dem Gefangenen an den Kragen gehen.

Er war schon halb hoch, und Branco erlebte bereits den heißen Stoß

der Furcht in seinem Innern, als der Wagen durch ein Schlagloch fuhr und durchgeschüttelt wurde. Keiner der Männer konnte sich halten. Peter rutschte zu Boden, der Gefangene kippte gegen die Wand, und Krishan riss die Kraft ebenfalls von seinem Sitz, sodass er sich auf den Hosenboden setzte.

Mit der Schnauze bäumte sich der Wagen wieder auf. Die Männer hörten den Motor hochtourig laufen. Sie bekamen auch das Geräusch der Reifen mit, als sich diese ins Erdreich wühlten.

Es klappte nicht.

Sie steckten fest!

Peter fluchte wie ein Maultiertreiber. Er hatte sich erhoben und musste dabei eine breitbeinige Stellung einnehmen, um nicht zur Seite zu kippen, denn der Wagen stand schräg. Alles wies darauf hin, dass der Idiot von Fahrer in einem Graben gelandet war und nun nicht mehr wegkam.

Noch einmal versuchte er es.

Ohne Erfolg.

Die Räder drehten durch, der Motor heulte, mehr war nicht zu spüren. Es gab weder ein Vor noch ein Zurück.

Branco schaute durch die Luke. Es war dunkel geworden. Aber er sah auch die grauen Schleier, die außen vor der Öffnung entlangtrieben, und er dachte auch daran, dass der Mond fast seine volle Größe erreicht hatte. Eigentlich ein ideales Wetter für die Blutsauger der Nacht.

»Da geht nichts mehr«, sagte Krishan. Er war grau geworden. Unter der Decke brannte eine schwache Lampe. Sie war durch ein Gitter geschützt, und ihr Licht reichte nicht mal aus, um alle Winkel der Ladefläche richtig zu erhellen.

»Dieser Fahrer ist ein Idiot!« Peter schrie den Satz, als der Motor verstummte, deshalb war er besonders gut zu hören. Sie hörten auch noch ein anderes Geräusch. Das Zuschlagen einer Tür. Der Fahrer musste ausgestiegen sein. Er würde kommen und sich mit den beiden Aufpassern in Verbindung setzen.

»Gib du auf ihn Acht!«, sagte Peter zu seinem Kollegen. »Ich werde mal mit dem Dummkopf reden.«

»Willst du raus?«

»Ja!«

»Ist gut.« Krishan zog seine Armee-Pistole. Er setzte sich auf Peters Platz, um Branco besser im Auge behalten zu können. In seinen Augen flackerte es.

Uljaki blieb gelassen. Er wusste, dass er schon gewonnen hatte und enthielt sich noch eines Kommentars. Dafür schaute er zu, wie Peter auf die Tür zuging und sie von innen entriegelte. Er fluchte, als der Riegel etwas klemmte. Dann holte er einen Schlüssel und öffnete die

Tür. Die rechte Hälfte stieß er nach außen, und durch das viereckige Loch drang die Kälte der Nacht in den Wagen, zusammen mit einigen wolkigen Nebelschleiern, die sich verteilten und wie feuchtkalte Leichenhände über die Gesichter der Männer strichen.

Peter drehte sich noch einmal um. »Auch wenn er nur furzt, jage ihm die Kugel in den Schädel.«

Krishan nickte. »Verstanden.«

Peter verschwand. Es gab ein dumpfes Geräusch, als er mit beiden Füßen draußen aufprallte. Schon sehr bald wirkte seine Gestalt wie ein grauweißes Gespenst.

Dann verschwand er in der Dunkelheit.

Branco und Krishan blieben zurück. Und der Gefangene sah, dass sich die Angst des anderen immer mehr steigerte. Seine Erzählungen waren zumindest bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen…

***

Peter war sauer. Und wenn Peter sauer war, dann neigte er noch stärker zu Gewalt. Schon beim ersten Hinschauen hatte er feststellen müssen, dass der Transporter tatsächlich in einem Graben stand. Er war dort regelrecht hineingefahren worden, und das konnte nur daran liegen, dass der Fahrer eingeschlafen war. Peter würde sich den Kerl vorknöpfen. Zuvor wollte er überprüfen, ob man das Fahrzeug noch herausfahren konnte.

Er selbst rutschte hinein und zerbiss den Fluch zwischen den Zähnen, als er mit beiden Füßen im feuchten Schlamm landete, der unter altem Laub verborgenlag. Das passte ihm überhaupt nicht.

Im Graben stapfte er an der rechten Seite des Fahrzeugs entlang.

Es stand schräg und sah aus, als könnte es ihn jeden Augenblick unter sich begraben.

Bei jedem Schritt raschelte und platschte es. Geräusche, die in der Stille einfach zu hören sein mussten. Deshalb wunderte sich Peter, dass sich der Fahrer noch nicht gemeldet hatte. Er hatte doch diese dumpfen Laute gehört. Da war der Mann ausgestiegen, etwas anderes konnte er sich nicht vorstellen, es sei denn, der Aufprall hatte auch ihn getroffen und bewusstlos werden lassen. Man konnte ja leicht gegen das Lenkrad prallen und sich etwas holen.

Vor dem Fahrerhaus blieb er stehen. Bevor er die Beifahrertür öffnete, schaute er sich um. Die Umgebung gefiel ihm überhaupt nicht.

Schon beim Aussteigen hatte er den dünnen Dunst verflucht, der lautlos durch die Dunkelheit schlich und sich von keinem Hindernis aufhalten ließ, immer wieder Lücken fand, durch die er gleiten konnte, sich an den düsteren Bäumen entlangwand und auch die Hänge hochstieg, die sich rechts und links der Straße erhoben.

Der Himmel war kaum zu sehen. Nur lückenhaft erkannte er den großen düsteren Fleck und auch den schwachen Schein, der vom fast vollen Mond abgegeben wurde.

Es war still.

Zu still, wie er fand. Gefährlich still. Seine rechte Hand zitterte ein wenig, als er die schwere Pistole zog. Er brauchte die Waffe, sie gab ihm eine gewisse Sicherheit, weil er sich vorstellen konnte, dass es hart zur Sache ging. Peter fühlte sich umzingelt und beobachtet. In der Dunkelheit lauerten zahlreiche Augen, und für einen Moment hatte er den Eindruck, im Dschungel zu stehen. Da kehrten die Erinnerungen zurück, denn als Söldner hatte er so einiges hinter sich gebracht und auch tödliche Gefahren erlebt.

Im Gegensatz zu diesem Wald schlief der Dschungel nie. Er war in einer ständigen Bewegung, da zischte, kreischte, schwirrte und fauchte es auch in der Nacht.

Hier nicht…

Er legte die Hand auf den äußeren Türgriff. Der russische Lastwagen war schon etwas betagter. Irgendwo klemmte immer etwas, leider auch die Tür.

Peter musste heftig daran zerren, um sie zu öffnen. Dann schwang sie ihm so hart entgegen, dass er durch den Schwung beinahe sein Gleichgewicht verloren hätte.

Im letzten Augenblick konnte er sich fangen, drückte sich wieder vor und schaute in das Fahrerhaus.

Er sah die Gestalt, und er wusste sofort, dass einiges schiefgelaufen war.

Der Mann hockte nicht mehr auf seinem Sitz. Er war nach vorn gedrückt worden und über das Lenkrad gefallen. Wahrscheinlich hatte er sich daran den Kopf gestoßen. Das erklärte seine tiefe Bewusstlosigkeit, nicht jedoch all das Blut um ihn herum, das im Halbdunkel wie schwarze Pfützen aussah. Das Licht brannte nicht, obwohl die Tür geöffnet worden war.

Peter kannte sich aus. Er selbst hatte in seiner wildesten Zeit schon Menschen den Schädel eingeschlagen, und dieser Mann sah so aus, als wäre das auch bei ihm geschehen. Man hatte ihm den Hinterkopf mit einem stumpfen Gegenstand regelrecht zertrümmert. Peter wusste Bescheid. Dieser Mann war nicht mehr am Leben. Im Führerhaus hockte jemand, der sich vor kurzen vom Leben verabschiedet hatte.

Der ehemalige Söldner war nicht der Mensch, der Panik empfand und durchdrehte, wenn er einen Toten sah. In diesem Fall wurde ihm schon mulmig zumute, denn er befand sich hier nicht im Dschungel, wo die Feinde erkennbar waren. Hier hätte eigentlich niemand sein können, der so etwas tat. Trotzdem war es geschehen, und der oder die Mörder hatten sich lautlos davongemacht.

Der Mann presste die Lippen zusammen. Er ballte seine Hände zu Fäusten. Überlegte. Was sollte er tun? Verschwinden, zusammen mit Krishan und dem Irren?

Zumindest hatte Branco von Vampiren gesprochen, nur wollte Peter daran nicht glauben. Zum Teufel damit! Es gab keine Vampire!

Das waren finstere Märchengestalten. Der Tod des Fahrers musste einen anderen Grund haben. Möglicherweise arbeitete Krishan nicht allein. Vielleicht hatte er Kumpane, die ihn befreien wollten.

Ja, das musste die Lösung sein. Eine andere gab es nicht. Diese Typen waren wie Geister aufgetaucht, hatten den Fahrer zum Halten gezwungen und sogar noch dafür gesorgt, dass dieser den Wagen in den Graben gefahren hatte.

Ihm war nicht mehr zu helfen, und Peter musste jetzt an seine eigene Haut denken. Wenn Brancos Freunde es getan hatten, würden sie auch kommen, um ihren Freund rauszuholen. Und da war es am besten, wenn Peter ihn sich als Geisel holte.

Er drückte die Tür wieder zu. Nicht sehr hastig, sondern hübsch behutsam. In dem Matsch drehte er sich auf der Stelle um. In der Umgebung hatte sich etwas verändert. Er konnte nicht genau sagen, was es war, er spürte es mehr, als dass er es sah. Als er einen Blick in die Runde warf, fiel es ihm auf.

Der Mond leuchtete heller. Als hätten die Wolken es darauf abgesehen, es ihm zu zeigen, waren sie weitergewandert. Sein Schein zauberte ein bleiches Muster auf die Bäume an den Hängen und ließ sie manchmal silbrig schimmern. Und dort, zwischen den Bäumen, stand im Mondlicht eine Gestalt.

Selbst der abgebrühte Peter hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken, denn die Gestalt war bleich wie der Tod! Hinzu kamen die dünnen Schleier, die herankrochen und sie umschmeichelten, als wollten sie ihr einen Mantel aus Dunst weben.

Peter kroch eine Gänsehaut über den Rücken. Er sah, dass es eine Frau mit schwarzen Haaren war. Im krassen Gegensatz dazu stand ihr leichenblasses Gesicht, das allerdings in der unteren Hälfte durch eine dunkle Flüssigkeit verschmiert war.

Peter zwinkerte. Ihm wurde heiß und kalt zugleich. Das… das war unmöglich, da wurden plötzlich Albträume wahr. Er wunderte sich nicht, dass ihm der Begriff Vampir in den Sinn kam. Uljaki hatte davon erzählt, er hatte sogar Bräute erwähnt, und dieses Frauenzimmer sah tatsächlich aus wie eine Vampirbraut.

Zudem hielt sie etwas in der Hand. Einen kantigen Gegenstand aus Metall. Er konnte sich gut vorstellen, dass dieses Weib dem Fahrer damit den Schädel eingeschlagen hatte.

Peter wollte gar nicht wissen, mit wem er es zu tun hatte. Er wusste nur, dass er sich nicht so einfach umlegen lassen würde, und ihm fiel

ein, dass er noch die Pistole in der rechten Hand hielt.

Die Frau bewegte sich.

Da sie ein helles Kleid oder einen hellen Mantel trug, sah sie aus wie ein Gespenst. Sein Grinsen wurde hart. Er hob den rechten Arm, zielte und dachte daran, dass man ihm das Schießen schon in seiner Jugend beigebracht hatte. Das Ziel konnte er gar nicht verfehlen.

Die Gestalt ging vor. Unter ihren Füßen knackte das Unterholz, raschelte Laub.

Genau in die Geräusche hinein fiel der Schuss.

Peter lachte, als er abdrückte. Er sah auch, wie die Kugel einschlug. Sie hämmerte in die Brust. Der Stoß war hart. Er schleuderte die Frau nicht nur zurück, er ließ sie sogar flattern. Sie riss die Arme hoch, ein fauchendes Geräusch drang aus ihrem Mund, dann kippte sie zu Boden.

Dort blieb sie liegen.

»Du willst niemanden mehr!«, keuchte Peter und streichelte seine Waffe wie den nackten Körper einer Frau. Er war mit seiner Tat zufrieden, doch die Probleme hatte er damit nicht gelöst. Sie saßen noch immer fest und würden es kaum schaffen, sich aus eigener Kraft zu befreien. Dann mussten sie eben zu Fuß durch die Nacht.

Den nächsten Ort, er hieß Petrila, würden sie schon erreichen.

Er wollte sich abwenden, als er das Rascheln hörte. Genau dort, wo die Tote lag.

Aber sie war nicht tot. Sie versuchte gerade aufzustehen.

Peter verlor den Glauben an sich und seine Waffe. Er stand da und konnte nichts sagen. Aus weit geöffneten Augen schaute er auf die tote Gestalt, die sich mit beiden Händen abstützte, in dieser Haltung für einen Moment blieb und den Kopf schüttelte.

Mit einer ruckartigen Bewegung kam sie dann auf die Beine, als hätte sie nie eine Kugel abbekommen.

Er konnte es nicht fassen!

»Scheiße!«, keuchte er. »Verdammte Scheiße, das darf doch nicht wahr sein!«

Es war wahr, und die Gestalt kam auf ihn zu.

Hatte er nicht richtig getroffen? Hatte er sie nur verletzt? Ihn durchzuckten gewisse Gedankenfetzen, an die er jedoch nicht richtig glauben wollte.

Es gab keine Vampire!

Sie kam näher. Sie hielt sogar noch den verdammten Knüppel fest oder was immer es auch sein mochte. Bei jedem Schritt schwankte sie, als hätte sie Mühe, auf den Beinen zu bleiben.

Sie war schwach, aber gefährlich.

Wieder zielte er.

Diesmal nicht auf die Brust. Er wollte ihr die Kugel durch den Kopf

jagen. Das Licht reichte ihm aus, um auch dieses Ziel zu treffen. Genau in diesem Augenblick hörte er das Kratzen über sich. In seinem Hirn schlug eine Alarmglocke an. Die Kälte in seinem Körper drückte alles zusammen, er keuchte, drehte sich um und riss den Kopf in den Nacken.

Da war eine zweite!

Sie hatte auf dem Dach des Transporters gelauert und sich jetzt bis zum Rand hin vorgearbeitet. Als Peter in die Höhe schaute, dabei das bleiche Gesicht mit dem weit aufgerissenen Mund sah, da wusste er, dass es zu spät sein konnte.

Es war zu spät!

Peter kam nicht zum Schuss. Die andere kugelte über den Rand.

Sie fiel nach unten – und erwischte ihn.

Der Druck ihres Körpers warf ihn um. Er fiel in den Graben und hatte den Eindruck, sich in Zeitlupe zu bewegen. So langsam nur drückte er das Laub nach unten, bevor er den kalten Schlamm an seinem Rücken spürte. Wie eine lange Schleimspur bedeckte er seinen Körper. Auf ihm hockte die Frau und drückte ihn tiefer.

Sie kniete auf seiner Brust, und ihre Hände lagen plötzlich wie Zangen um seine Kehle. Gnadenlos pressten sie zu.

Er bekam keine Luft mehr. Das Bild des bleichen Frauengesichts verschwamm vor seinen Augen, wobei er trotzdem etwas erkennen konnte, und das jagte ihm einen tiefen Schrecken ein.

Er sah die beiden spitzen Zähne aus dem Oberkiefer der Person hervorwachsen. Da wusste er Bescheid, obwohl er es nicht glauben wollte. Das war einfach zu viel. Er konnte es nicht fassen, es ging ihm gegen den Strich, das war der reine Irrsinn.

Es gab sie!

Als wollte ihm das Leben kurz vor seinem Ende noch einen Streich spielen, so sah er das Gesicht plötzlich überdeutlich vor sich und auch in allen Einzelheiten.

Die starren Augen, die zerrissenen Lippen und natürlich die beiden Zähne, die aus dem Oberkiefer wuchsen.

Sie hackten zu.

Er spürte nicht viel. Zuerst nur den Schmerz an seiner linken gespannten Halshaut. Die Blutsaugerin hatte seinen Kopf in die entsprechende Richtung gedreht, damit sich die Haut hatte straffen können. Peter bekam es genau mit. Bei der Berührung durch die Zähne hatte er das Gefühl, sie würden zurückfedern, was aber nicht der Fall war. Die Zähne drangen durch. Der Schmerz brannte nur für einen kurzen Moment, danach strömte das Blut aus der Schlagader in das weit aufgerissene Maul der Vampirin hinein, die mit dem Mund am Hals des Mannes klebte. Satt waren sie noch nicht, trotzdem blieben sie ruhig, denn sie wussten, dass es weitere Opfer gab, die

ahnungslos in der Nähe hockten…

***

Krishan und Branco hatten gesehen, wie Peter den Wagen verließ und in der Dunkelheit verschwunden war. Danach war es wieder still, allerdings nicht lange, denn Uljakis Stimme durchdrang die Ruhe.

»Der kommt nicht mehr zurück!«

Krishan schrak zusammen, als hätte er einen Schlag mit der Peitsche bekommen. Er hatte Mühe, sich zu fangen und schüttelte den Kopf. »Was redest du denn da?«

»Ich sagte, der kommt nicht mehr zurück!«

»Und warum nicht?«

Uljaki schaute seinen Bewacher an. Er musste dabei über den Lauf der Pistole hinwegblicken, die Krishan mit beiden Händen hart umklammert hielt. Der Gefangene schüttelte den Kopf. »Leg die Waffe weg, es hat keinen Sinn mehr. Die Verhältnisse haben sich geändert, glaub mir das. Wir sind Verbündete und keine Gegner mehr. Verlass dich darauf.«

Der dicke Krishan ließ sich nicht beirren. »Ich warte noch auf eine Antwort!«

»Kannst du haben. Er kehrt deshalb nicht mehr zurück«, flüsterte Uljaki, »weil sie ihn erwischt haben. Hörst du? Erwischt haben sie ihn.«

»Wer denn?«

»Die Blutsauger, die Vampire, die Untoten oder auch die Geschöpfe der Nacht!«

Krishan sagte nichts. Es war nicht zu erkennen, ob ihn die Worte überzeugt hatten, die Waffe jedenfalls senkte er nicht.

Branco nickte ihm zu. »Glaub mir das. Ich lüge nicht. Ich weiß, dass die Bräute des Blutsaugers frei herumlaufen. Ich habe gewarnt, aber man wollte nicht auf mich hören. Ein Fehler ist das gewesen, ein verfluchter Fehler. Sie haben uns eine Falle gestellt, und der Fahrer ist hineingetappt.«

»Die gibt es nicht!« Krishan sprach schon längst nicht so überzeugt.

»Doch, es gibt sie. Hier ist ihre Heimat. Hier treiben sie sich herum, denn hier finden sie die idealsten Verstecke. Du brauchst dir nur anzuschauen, wie dicht der Wald ist. Das ist ein ideales Gelände für sie. Und Menschen laufen immer wieder in ihre Fallen. Von dem Blut ernähren sie sich. Sie trinken, sie genießen, sie schlürfen es.« Uljaki grinste, als würden ihm die Worte Spaß machen, und er sah auch, wie Krishan litt. Der Mann konnte nicht mehr aus seiner Haut, der hatte fast einen Schwächeanfall, kippte leicht nach rechts, und auf seinem Gesicht glänzte der kalte Schweiß.

»Warum sagst du das?«

»Weil es stimmt.«

»Und dann?«

»Frag nicht so dämlich. Wir müssen hier weg, denn noch haben wir eine Chance!« Branco flüsterte die Worte scharf. Dann bewegte er ruckartig seine gefesselten Hände in zwei verschiedene Richtungen, und einen Moment später fielen die Stricke zu Boden.

»Willst du jetzt schießen?«

Krishan schüttelte den Kopf. Er war nachdenklich und ängstlich zugleich geworden. Dann drehte er sich und schaute auf die offene Ladentür, aber dort tat sich nichts. Nur der Dunst wehte wolkenartig vor der viereckigen Öffnung, keine Gestalt zeichnete sich dort ab.

Kein Blutsauger, kein Vampir.

»Wohin willst du denn?«, fragte er.

»In den Wald.«

»Kennst du dich dort aus?«

»Einigermaßen. Wir müssen uns eben bis Petrila durchschlagen, das werden wir schaffen.«

»Ich weiß nicht«, flüsterte Krishan. Er war völlig durcheinander und kam sich zudem vor, als würde er auf einer heißen Herdplatte hocken, die ihn jeden Augenblick anbrennen konnte. »Ich… ich weiß es wirklich nicht, verdammt …«

»Glaub mir!«, drängte Branco.

»Aber ich habe noch keine Blutsaugerin gesehen, keine von diesen… diesen Bräuten.«

»Was bist du dumm, Krishan! Wenn du sie erst siehst, ist es meist zu spät. Deshalb sollten wir jetzt verschwinden und keine Sekunde…«

Da fiel der Schuss!

Beide Männer zuckten zunächst zusammen. Einen Augenblick später saßen sie auf ihren Pritschen wie zu Salzsäulen erstarrt und lauschten dem Echo. Uljaki schwieg, er wollte Krishan das Wort überlassen, und der meldete sich auch. »Das… das war ein Pistolenschuss.«

»Peter?«

Krishan nickte.

»Dann hat er eine Blutsaugerin getroffen.« Branco erzählte es grinsend. »Er denkt jetzt, dass er sie durch diese Treffer vernichtet hat, aber er wird sich wundern, wenn die Gestalt plötzlich wieder aufsteht und auf ihn zukommt. Er hätte sich einen Pfahl besorgen sollen oder auch geweihtes Silber…«

»Ich glaube das nicht!«

»Das musst du!«

Uljaki wollte noch etwas hinzufügen, doch er schwieg, weil er über sich etwas gehört hatte. Auf der Außenseite des Dachs waren die Geräusche zu vernehmen. Dort bewegte sich jemand. Ein Körper, der über das Metall kratzte und schleifte.

Branco deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger hoch. »Das ist eine der Bräute!«, hauchte er. »Wir sollten jetzt wirklich von hier verschwinden. Wenn du nicht mitkommen willst, gehe ich allein.«

»Lieber erschieße ich dich!«

Branco blieb gelassen. Er wusste, dass der andere bluffte. »Das wäre nicht gut, mein Lieber, denn ich bin derjenige, der sich in der Gegend noch auskennt.«

»Scheiße auch.« Krishan stand auf, weil Branco sich erhoben hatte.

Er ließ dem Gefangenen den Vortritt, der sich so leise wie möglich über die schräge Ladefläche bewegte und dabei flüsternd zu verstehen gab, dass es auch zu spät sein konnte.

»Dann beeile dich!«

Branco blieb trotz der Eile vorsichtig. Er stand an der Tür und lauschte in die Finsternis. Es war nicht so still, wie es hätte sein müssen. Neben der rechten Wagenseite hörte er ein Rascheln, als würde ein Gegenstand durch das Laub des Grabens bewegt werden. Das Rascheln wurde untermalt von saugenden, schmatzenden Geräuschen, von einem tiefen Ächzen und Stöhnen und auch satt klingenden Grunzgeräuschen.

Noch waren der oder die Vampire beschäftigt, und das war auch gut so. Wenn sie schnell genug handelten, würden sie auch in der Dunkelheit der Nacht verschwinden können.

Er sprang hinaus, landete weich, schaute sich um, sah keinen Blutsauger auf der Straße und winkte seinem von nun an Verbündeten.

Auch Krishan sprang nach draußen. Er wollte etwas sagen, aber Branco legte einen Finger auf seine Lippen.

Da schwieg Krishan und lief hinter ihm her. Mit wenigen Schritten hatten sie die Straße überquert und übersprangen auch den Graben an der anderen Seite. Sie landeten im weichen, zum Teil auch sperrigen Unterholz, das unter ihnen zusammenbrach. Natürlich verursachten sie Geräusche, was beiden nicht gefiel, aber es war nun nicht anders zu machen. Als sich Krishan umdrehen wollte, packte ihn Uljaki am Ärmel seiner Uniform und zerrte ihn herum. »Wir müssen weiter, verdammt!«

»Aber mein Kollege.«

»Den wirst du vielleicht als Blutsauger wiedersehen.«

»Und der Fahrer?«

»Den auch!«

Krishan zischte eine Verwünschung durch die Zähne und folgte Branco, der wie ein Schatten zwischen die Bäume tauchte und dabei mit den Dunstschwaden verschwand.

Der Beamte stolperte hinter ihm her. Sein Herz klopfte rasend schnell. Er hatte Furcht davor, den Mann aus den Augen zu verlieren,

sah ihn auch nicht, stolperte mit gesenktem Kopf weiter und rief mit einer kläglich klingenden Stimme nach ihm.

»Hier bin ich!«

Krishan stoppte. Dicht vor einem Ast, der fast seinen Schädel erwischt hätte. Er schaute nach rechts, wo Krishan auf dem Boden hockte und damit beschäftigt war, einen niedrig wachsenden Ast vom Baumstamm abzubrechen. »Hilf mir mal!«, keuchte er.

»Wofür?«

»Wir brauchen eine Waffe.«

Krishan fragte nicht mehr. Gemeinsam schafften sie es, den Ast vom Stamm zu reißen. Krishan hielt ihn fest. Er war mehr als halb so groß wie er. »Was willst du denn damit? Auf einen Blutsauger einprügeln?«

»Zur Not auch.«

Krishan nickte, drehte sich und hob die Schultern. »Bisher habe ich noch keinen gesehen.«

»Sei froh.«

»Bin ich auch. Sollen wir tiefer in den Wald hinein?«

»Ja, wir arbeiten uns ein Stück den Hang hoch, später werden wir parallel zur Straße weiterlaufen. Klar?«

»Ja!«

Branco übernahm die Führung, und Krishan blieb so dicht hinter ihm, dass er dessen Atem in seinem Nacken spürte. Wie ein warmer Strom glitt er über die Halshaut hinweg.

Sie durften sich alles leisten, nur keine Schwäche, denn die wurde von den Blutsaugern eiskalt ausgenutzt. Auch wenn sie einen Blick nach rechts in Richtung Straße warfen, so war von ihr nichts zu sehen. Die Laub- und Nadelbäume standen einfach zu dicht beisammen.

Das war gut so, denn das gab ihnen eine Chance. Es war nicht einfach für die beiden, sich durchzuschlagen. Immer wieder rutschten sie auf dem glatten Boden ab oder verfingen sich in Wurzeln, die glatt und wie erstarrte Schlangenkörper aus dem Erdreich wuchsen.

Sie kämpften sich vor.

Sie fielen auch mal hin, und der Dunst umgab sie wie Totenschleier. Es war kalt geworden. Weiter oben in den Bergen war bereits der erste Schnee des herannahenden Winters gefallen, aber beide Männer froren nicht. Die Anstrengung und auch die Angst ließen sie schwitzen, und sie kämpften sich immer weiter vor.

Dann rutschte Krishan aus. Sein rechtes Bein war auf einer glatten Stelle zur Seite geglitten, als hätte ihm jemand einen Schlag in die Kniekehle verpasst. Sofort kippte er um, verlor jeglichen Halt und rutschte auf der Schräge nach unten. Sein Fluch wurde von Uljaki gehört. Der blieb stehen und drehte sich um.

Krishan hatte Glück, denn weit rutschte er nicht. Ein sperriges Gebüsch hielt ihn auf, und die starren Zweige griffen nach ihm wie

erstarrte Hände, aber sie hielten ihn auch fest.
»Wo bist du, verdammt?«, hörte er über sich die Stimme des Gefangenen.
»Hier, unter dir.«
»Scheiße.«
»Kommst du?«
»Ja, verdammt!«
Beide Männer ärgerten sich, keine Taschenlampe zu besitzen. So mussten sie in der Dunkelheit weiter. Krishan sah den Mann und hatte den Eindruck, als würde von oben her etwas auf ihn zurollen.
Aber der andere fing sich, und Krishan sah das Gesicht dicht vor seinem. Es war verzerrt. »Beim nächsten Mal pass besser auf!«
»Kann dir auch passieren!«
Uljaki ging nicht darauf ein. »Hast du dich verletzt?«
»Nein.«
»Dann komm hoch.«
Die beiden sprachen nur flüsternd, denn jeder von ihnen wusste, dass die Gefahr nicht vorbei war. Ihnen war auch nicht bekannt, wie viele Blutbräute durch die Nacht schlichen. Jedenfalls stand eines fest: Sie rochen die Menschen, sie nahmen deren frisches Blut schon von weitem wahr, und sie würden mit einer Verfolgung nie aufhören. Immer weiter gehen, immer der Spur nach, denn ihre Kräfte erlahmten so gut wie nie.
Der Hang war sehr steil, sodass einer den anderen stützen musste.
Keiner von ihnen wollte kippen.
»Komm jetzt hoch!«, keuchte Branco. »Da oben gibt es wenigstens so etwas wie einen Pfad.«
Krishan schwieg. Diese verdammte Lauferei war nichts für ihn. Je weiter er sich auch gedanklich von den schlimmen Vorgängen entfernte, umso ungewöhnlicher und auch unglaublicher kamen sie ihm vor, und er rechnete damit, dass sie sich alles eingebildet hatten.
Keuchend blieben die Männer stehen, und Krishan schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, aber allmählich sollten wir wieder zurück auf die Straße gehen, finde ich.«
»Und dann?«
Krishan rang nach Luft und spie aus. »Ganz einfach. Wir laufen auf der Straße weiter.«
»Und den Bräuten in die Arme!«
»Ich habe keine gesehen.«
»Nein, wir bleiben hier oben.«
Krishan wollte widersprechen, ließ es dann doch bleiben, denn der andere kannte sich hier besser aus. So hob er die Schultern und trottete Branco hinterher, der sich in der oft stockigen Dunkelheit bestens zurechtfand und sich kaum einen Fehltritt leistete.

Krishan fürchtete sich. Er hatte das Gefühl, durch einen Geisterwald zu stapfen, in dem es vor Gefahren nur so lauerte. Sie hielten sich nur verborgen, die Wesen der Nacht, die Geister, die Gespenster, die schwarzen Dämonen, und sie gaben nur hin und wieder durch ein Rascheln oder Schaben zu erkennen, dass sie noch in der Nähe lauerten.

Branco blieb so plötzlich stehen, dass Krishan es zu spät bemerkte und auch nicht mehr rechtzeitig genug anhalten konnte, sodass er gegen ihn lief.

Beide fluchten. Nur hatte sich Branco schneller unter Kontrolle, als er seinen Gefährten rauh anfuhr, aber trotzdem flüsterte: »Halt jetzt dein Maul!«

Krishan schwieg. Es passte ihm zwar nicht, was der Typ mit ihm machte, schließlich sollte er in eine Anstalt geschafft werden, nur hatten sich jetzt die Vorzeichen verändert. Branco hatte das Kommando übernommen, und Krishan musste allmählich einsehen, dass er doch nicht so verrückt im Kopf war, wie man angenommen hatte.

Uljaki wusste sehr genau, was er tat, auch jetzt, als er eine Hand auf die Schulter seines Gefährten legte und ihn durch einen Druck dazu zwang, sich hinzuknien.

»Mach schon!«

Krishan tat es. Er schnaufte, was dem anderen auch nicht gefiel.

»Keinen Laut!«

»Scheiße, was ist denn?«

»Ich habe etwas gehört.«

»Was?«

»Weiß nicht, ein fremdes Geräusch.«

»Das war der Wind.«

»Ja, das hoffe ich auch.« Er hatte sich angehört, als wäre er nicht der Überzeugung, und jetzt lauerten beide darauf, ob sich ein Teil des Verdachts bestätigen würde.

Sie hockten vor- und auch nebeneinander. Branco hielt den Stock waagerecht und lauschte in die Dunkelheit hinein.

Sie umgab die beiden Männer wie eine Wand, in der zahlreiche Gefahren lauern konnten. Die Bäume waren noch zu erkennen, auch das dichte Buschwerk oder die blass wirkenden Farne, deren Blätter wie erstarrte Fächer aussahen.

Nichts tat sich.

Krishan spürte, dass seine anfängliche Aufgeregtheit verschwand.

Der Herzschlag beruhigte sich wieder.

Der Dunst hatte sich nicht mehr verdichtet. Er war sogar weniger geworden und sammelte sich mehr am Fuße des Hangs, wo auch die Straße entlanglief.

Etwas knackte schräg hinter ihnen.
Beide hörten das Geräusch, und nur Branco schnellte hoch, während Krishan hocken blieb. »Nicht bewegen!«, flüsterte Branco, der über den Kopf des anderen hinweg in eine bestimmte Richtung schaute. Der Blick blieb mehr auf den Pfad geheftet, denn von dort war der fremde Laut an seine Ohren gedrungen.
Kam dort jemand?
Konnte man Vampire riechen? Stanken sie nach Moder oder nach altem Blut?
Eigentlich schon, doch im Wald gab es derartig viele Gerüche, dass fremde kaum auffielen. Im Herbst roch es auch in der Natur nach Sterben und Verwesung.
Noch einmal das Knacken!
Diesmal näher.
»Soll ich nicht aufstehen?«
»Nein, verdammt!«
Krishan schielte hoch. Der andere Mann malte sich über ihm wie ein Krieger ab, der bereits zum Sprung angesetzt hatte. Nur trug er keine Lanze bei sich, sondern einen Ast.
Das Fauchen erwischte sie beide völlig unerwartet. Sie konnten nicht reagieren. Das Echo schwebte noch in der Luft, als junges Buschwerk – eine bleiche, gespensterhafte Gestalt freigab, die sich nicht mehr halten konnte. Sie fiel in diesem Augenblick genau auf die beiden Männer zu…

***

Sie wollte das Blut!
Beiden war klar, dass sie verloren waren, wenn sie jetzt nichts taten, doch mit den bloßen Händen konnten sie sich kaum wehren.
Krishan machte das Beste aus seiner Situation. Er duckte sich noch tiefer und ließ sich dann einfach nach hinten fallen, wobei er über die Kante des Wegs hinwegrutschte, um zu verschwinden.
Branco Uljaki blieb stehen.
Es fiel ihm nicht leicht, doch er hatte sich innerlich darauf eingerichtet und sich dabei auch so gedreht, dass die Spitze des Astes auf die heranfliegende Gestalt zeigte.
Ausweichen konnte sie nicht mehr.
Volltreffer!
Der Ast bohrte sich in die Gestalt. Er erwischte sie ungefähr in Magenhöhe und wühlte sich tief hinein in das Fleisch der Bauchdecke, wobei dieses wie eine Feder wirkte, aber den weiblichen Vampir nicht zurückschleuderte, sondern mehr zur Seite driftete, sodass er bäuchlings auf den schmalen Weg fiel.
Die Vampirbraut kreischte vor Wut.

Krishan tat nichts. Er war nicht mehr als ein zitterndes Bündel, das am Boden lag und darauf hoffte, den Kelch noch einmal vorbeigleiten zu sehen. Leicht war ein Blutsauger nicht zu töten, auch wenn Branco es versuchte.

Er trat der Bestie in den Nacken.

Dadurch wurde ihre Bewegung gebremst, der Kopf prallte wieder auf den Boden, doch mit einer derartigen Attacke war diesem Wesen nicht beizukommen.

Es drehte sich herum, und Branco war schlau, denn er zog den Stock blitzschnell zurück, bevor die Krallen der Blutsaugerin noch danach greifen konnten.

»Weg mit dir!«

Dieser Befehl hatte nicht dem Vampir gegolten, sondern Krishan, und der gehorchte. Er tat alles automatisch, er wollte nur nicht, dass ihm dieses Wesen seine Zähne in den Hals schlug.

Es war wie von Sinnen. Auf dem Boden liegend drehte er sich herum und nutzte den Schwung der Drehung aus, um wieder auf die Beine zu gelangen.

So weit ließ Uljaki es nicht kommen. Die Untote durfte nicht ihr Gleichgewicht finden, er musste sie vorher erwischen, und er hatte Glück, als er gerade im richtigen Moment zustieß.

Das Ende des doch stabilen Astes landete wieder im Bauch der Widergängerin.

Sie verzog das Gesicht. Eine Maske wurde es, in der Dunkelheit vergleichbar mit einem tanzenden Ballon.

Dann fiel sie.

Die Wucht des Stoßes reichte aus, um ihr beide Beine vom Boden wegzureißen. In ihrem hellen Kleid sah sie für einen Moment aus wie ein Engel, der knapp über dem Boden schwebte.

Hinter ihr war der Hang zwar bewachsen, aber auch sehr steil.

Branco sah, wie sie auftickte, in die Höhe geschleudert wurde, dadurch noch einmal Schwung bekam und den Hang hinabglitt, wie eine Person, die über eine Eisfläche rutschte.

Der feuchte Boden tat sein Übriges.

Sie war nicht mehr zu stoppen, und auch die weichen Zweige der Büsche gaben nach. Wahrscheinlich würde sie die Hälfte des Hanges hinabgleiten, bis sie zur Ruhe kam.

Branco atmete auf.

Er drehte sich um und bekam noch mit, wie sich Krishan erhob.

Der Mann zitterte dermaßen stark, dass er sogar mit den Zähnen klapperte und sich dabei duckte, als würde er im nächsten Moment harte Schläge erhalten. Krishan konnte noch immer nicht fassen, was er da gesehen hatte. Er schüttelte den Kopf, schlug die Hände vor sein Gesicht und produzierte Laute, als wäre er dabei, sich zu übergeben.

Branco fasste ihn an.

Die Berührung löste einen Schrei bei Krishan aus, bis ihm Branco gegen die Wange schlug. »Verdammt noch mal, du Memme, reiß dich endlich zusammen!«

Krishan nickte.

»Können wir weiter?«

Krishan klammerte sich an seinem Helfer fest. Er drückte sich an ihn. Bevor er sprach, zitterten seine Lippen, und er hatte Mühe, die richtigen Worte zu finden. »Das… das war sie … nicht?«

»Ja, eine Braut!«

»Und die anderen?«

»Ich weiß nicht, wo sie sind. Aber ich glaube, vier von ihnen gesehen zu haben.«

»Was machen wir denn?«

»Abhauen, beten, dass die Nacht schnell vorübergeht und es hell wird. Dann nämlich ziehen sie sich zurück. Bis es so weit ist, müssen wir uns durchschlagen.« Er stieß ihn etwas von sich. »Und dir will ich sagen, dass du dich zusammenreißen sollst. Du bist weder ein Mann noch ein Soldat. Du bist nicht mehr als eine Memme!«

»Aber ich…«

»Noch ein dummes Wort, und ich lasse dich allein!«

Diese Sprache verstand Krishan. Er nickte, er zog den Kopf ein, als wäre Branco ein Vorgesetzter.

Uljaki schüttelte den Kopf. Wenn er ehrlich war, dann widerte ihn dieser Soldat oder Wächter an. Allein in der Nacht zurücklassen konnte er ihn auch nicht.

Deshalb gingen sie weiter, in der Hoffnung, die nächsten Stunden als normale Menschen zu überleben…

***

Ich hockte an dem klobigen Holztisch in Mareks größtem Raum, der Küche, und schaute zu, wie er den Porzellanfilter von der Öffnung der Kaffeekanne nahm, in der er die braune Brühe frisch für uns zubereitet hatte. Es gab hier keine Kaffeemaschine, Marek kochte noch nach altväterlicher Sitte, und der Kaffee sollte – Kennern zufolge – noch immer am besten schmecken. Er brachte die Kanne mit. Die Tassen standen bereits auf dem Tisch.

Marek schenkte ein.

Ich schaute zu, wie der braune Strahl in die erste Tasse schoss und fragte: »Du bist dir ganz sicher, dass sich Mallmann tatsächlich deine vier Schützlinge geholt hat?«

Er nickte. »Ja, das bin ich. Deshalb habe ich dich ja auch gerufen. Und mir wäre es sogar noch lieber gewesen, du hättest Suko mitgebracht, denn die Gefahr darf keinesfalls unterschätzt werden.«

»Ich weiß, aber Suko muss in London bleiben. Wir sind noch immer auf der Fährte des Knochensessels, von dem ich dir berichtet habe. Wir wollen sein Geheimnis lüften, wir müssen es einfach tun, wenn du verstehst.«

»Nein.«

Ich probierte seinen Kaffee. Er schmeckte wirklich gut, was ich ihm sagte.

»Besser als der von Glenda?«

»Sie tun sich nichts.«

Marek grinste. »Du Schmeichler, du, aber da steht noch eine Antwort aus, John.«

»Klar, der Sessel. Er ist sehr wichtig. Ich will dir auch sagen, warum, obwohl ich den Beweis dafür noch nicht habe. Doch ich gehe davon aus, dass er auch etwas mit mir persönlich zu tun hat. Ich meine, mittlerweile sehe ich es als eine Fügung des Schicksals an, dass ich ihn habe ersteigern können. Er ist ein Weg nach Avalon. Bevor ich ihn jedoch einschlage, muss ich mehr über ihn wissen.«

»Das will Suko herausfinden?« Er fragte es und lehnte sich zurück, die Tasse mit beiden Händen festhaltend.

»Ja. Aber nicht nur er, auch Bill mischt mit. Und der, das weißt du, hat Beziehungen.«

»Stimmt.«

»Deshalb bin ich allein gekommen, aber ich bin nicht allein, denn ich habe dich als Partner.«

Frantisek Marek stellte die Tasse ab. Sein graues, von tiefen Falten durchzogenes Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, das sich auch in den Augen ausbreitete. Das Haar sah noch immer aus wie Stein.

Es war zurückgekämmt worden und wellte sich im Nacken etwas hoch, als wollte sich der gute Marek eine moderne Frisur zulegen.

Wir kannten uns schon seit Jahren, und mir kam er vor, als hätte er sich nicht verändert. Er war äußerlich und auch in seiner Einstellung gleichgeblieben, ein gnadenloser Vampirjäger und Dämonenhasser, da taten wir uns beide also überhaupt nichts.

»Wann rechnest du denn mit ihrer Rückkehr?«, fragte ich. »Denn es steht fest, dass sie Blut brauchen, wenn sie tatsächlich zu Vampirinnen geworden sind.«

»Ja, das stimmt. Vorausgesetzt, Assunga will sie nicht. Aber sie sind ihr ja entkommen, ich denke nicht, dass sie mit ihnen noch etwas anfangen kann. Ich habe, das weißt du, die vier hier aufgenommen. [1] Sie haben bei mir gewohnt, Platz genug gab es ja, und ich muss dir sagen, dass es nicht schwerer ist, einen Sack voller Flöhe zu hüten, als diese jungen Frauen oder Mädchen. Die haben mich fast verrückt gemacht und nicht wenige Männer aus Petrila dazu. Ich hatte auch schon mit ihnen geredet, um ihnen eine Chance in Kronstadt zu

verschaffen, aber sie wollten nicht. Sie fühlten sich hier wohl, sie haben rasch gelernt und wusste demnach auch, welche Zustände in diesem Land momentan herrschen. Hier geht doch alles drunter und drüber. Viele Menschen sind der Ansicht, dass sich kaum etwas geändert hat, aber lassen wir das.«

»Dracula II holte sie.«

»Davon gehe ich aus, John.«

»Du hast ihn nicht gesehen?«

»Leider nicht.«

»Sag nicht leider, sondern sei froh. Er ist verdammt gefährlich, und im Verein mit Assunga, der Hexe, ist er noch gefährlicher geworden. Die beiden sind eine Macht, das habe ich mittlerweile erlebt. Vor allen Dingen in Spanien, als ich es mit der Kopfjägerin Carmen zu tun bekam.« Ich schaute auf die Gänsehaut meiner Handrücken, die sich in Erinnerung an den Fall gebildet hatte.

»Er wird sie zurückschicken, John. Er hat sie sich geholt. Ich war nicht da, aber ich fand das Blut in ihrem Zimmer. Da wusste ich Bescheid. Und er wird dafür sorgen, dass sie zurückkehren. Weißt du«, er schaute mich hart an, »was dann hier in Petrila lossein wird?«

»Das kann ich mir denken.«

»Diese Stadt«, redete Marek weiter, »hat viel unter dem Vampirismus zu leiden gehabt. Bisher haben wir alle Angriffe zurückschlagen können, auch dank deiner Hilfe. Jetzt aber sehe ich einiges zusammenbrechen, und ich habe auch mit einem Mann gesprochen, der sie wohl gesehen haben muss, denn er sprach von den Bräuten.«

»War das dieser Branco Uljaki?«

»Ja.«

»Hol ihn her.«

Der Pfähler senkte seinen Kopf. »Ich würde es gern, John, das musst du mir glauben. Doch jetzt kommt etwas, was du noch nicht weißt, und ich habe es dir nicht einmal bewusst vorenthalten, aber es ist mit ein Grund, dass ich dich habe herkommen lassen.« Marek sprach mittlerweile ein fast akzentfreies Englisch, er hatte in der freien Zeit viel gelernt. »Dieser Branco Uljaki hat sich einfach zu weit aus dem Fenster gewagt und seinen Mund zu weit aufgerissen. Das gefiel einigen Typen nicht.«

»Was taten die denn?«

»Er wurde festgenommen, verhaftet – egal, wie du es nennst. Jedenfalls zog man ihn aus dem Verkehr.«

»Einfach so?«

»Ja, wegen seiner Rederei. Und man hat auch einen perfekten Grund gefunden, was mich wiederum an die alten Zeiten erinnerte.«

»Verstehe ich nicht.«

Marek trank von seinem Kaffee und verzog die Lippen. »Ich sage es

dir, John. Man hielt ihn für geisteskrank. Man hat sich seine Redereien angehört und die Konsequenzen daraus gezogen. So etwas geht bei uns sehr, sehr schnell.«

»Was wurde getan?«

»Man verhaftete ihn.«

»Aber das ist nicht alles«, sagte ich, als Frantisek eine Pause einlegte und ins Leere starrte.

»Nein, das ist nicht alles, ganz und gar nicht«, murmelte er. »Man hat ihn nicht nur verhaftet, man hat ihn sogar in eine Anstalt gesperrt. Abtransportieren lassen, wie ich hörte. Er müsste mittlerweile dort sein. Dort soll er die nächsten Jahre verbringen, und wenn es den Herrschaften gefällt, möglicherweise sogar bis zu seinem Lebensende eingesperrt sein.«

Ich schwieg.

Marek konnte mich verstehen. »So wie du da gehockt hast, habe ich auch gesessen. Ich wusste mir keinen Rat, denn ich hatte mir Branco schon als Unterstützer ausgesucht, aber das ist vorbei. Die offiziellen Stellen haben schnell gehandelt. Man will hier keine Unruhe, denn es gibt in den größeren Städten schon genügend Ärger. Ihnen reicht der Protest der Studenten.«

Ich lächelte und schlug ihm auf den Unterarm. »Nimm es nicht so tragisch. Ich jedenfalls freue mich, mal wieder hier sein zu können. Beim letzten Mal war es furchtbar heiß, heute gefällt mir das Wetter besser, auch wenn es manchen schon zu kalt ist.«

Der Pfähler lächelte. »Dein Kommen hat sich übrigens hier im Ort herumgesprochen.«

»Und – was sagt man?«

»Man ist wie immer sehr gespannt.«

»Worauf?«

»Ob es rundgeht?«

Ich winkte ab. »Das erzählst du…«

»Nein, nein, die Leute haben nicht vergessen, dass dein Besuch immer einen Fächer des Schreckens über Petrila ausgebreitet hat. Aber das ist mir egal, jedenfalls ist der Ort nicht schutzlos.« Marek stand halb auf und quälte sich hinter dem Tisch hervor von seiner Eckbank. »Du entschuldigst mich mal für einen Moment.«

»Auch für zwei.«

»Das ist nett. Wusste ja, dass du ein Freund bist.« Er deutete auf eines der Fenster. »Noch ist es nicht dunkel. Wir haben ein paar Stunden Zeit. Wie ich sie jedoch einschätze, werden sie bereits in der Nähe lauern und den Ort beobachten.«

»Nur die vier?«

»Keine Ahnung. Möglicherweise ist auch er mit dabei.« Marek hob die Schultern und verließ die geräumige Küche. Er bewohnte das Haus

seit dem Tod seiner Frau schon seit Jahren allein. Ich hatte Marie Marek damals töten müssen, als sie zu einem Blutsauger geworden war. Da hatten sich die Vampire furchtbar gerächt, denn Marek war schon lange vor dem Ableben seiner Ehefrau ein Erzfeind der Blutsauger. Er jagte sie, wo er sie nur jagen konnte, und er besaß als Waffe einen uralten Eichenpfahl, mit dem er phantastisch umgehen konnte. Durch ihn hatte schon so mancher Blutsauger sein untotes Leben verloren.

Auch ich erhob mich und blieb vor dem Fenster stehen. Über der kleinen Stadt Petrila lag ein grauer Tag mit grauen Wolken, die sich von der Farbe der niedrigen Häuser kaum abhoben und sich auch der des Kirchturms anglichen, der seine Spitze den tief liegenden Wolkenbergen entgegenreckte. Auch er und die Kirche selbst hatten schon ihre schwarzmagischen Stürme erlebt, doch bisher allem getrotzt, was für mich wiederum ein Funke der Hoffnung war.

In diesem Fall allerdings – und das wollte ich gern zugeben – lagen die Dinge anders.

Wenn Marek Recht hatte, dann mussten wir uns auf vier weibliche Vampire gefasst machen.

Viermal der Tod auf zwei Beinen!

Falls es dabei blieb, denn es war durchaus möglich, dass sich die Vampire bereits Nahrung geholt hatten. Jede Person, die von ihnen angefallen wurde, verwandelte sich ebenfalls in einen Blutsauger, und das konnte zu einer Kettenreaktion des Schreckens werden.

Ich hörte die Schritte aus dem Flur. Frantisek Marek kehrte zurück. Die Tür ächzte, als er sie öffnete. Davor blieb er stehen und hielt sie mit dem rechten Ellbogen an. »Willst du im Haus bleiben oder mitkommen?«

Ich gab vorerst keine Antwort, sondern starrte auf den Pfahl, den er geholt hatte. Marek sah meinen Blick, ein Lächeln umspielte die breiten Lippen. In seinen hellen Augen glitzerte es, als wären dort kleine Eiskrümel verteilt worden. »Es ist immer noch der alte, John. Ich pflege ihn auch. Oft genug wachse ich ihn ein, damit dieses alte Eichenholz lebt.« Mit der Spitze fuhr er über seine Handfläche. »Die ist noch immer in Ordnung. Die spießt die Körper der Blutsauger auf.«

»Das glaube ich dir gern.« Ich schaute zu, wie Marek seine Waffe unter der dreiviertellangen Jacke verschwinden ließ. Ein derartiges Kleidungsstück trug auch ich. Nur bestand meine Jacke aus Leder, Mareks aus dickem Stoff. »Was wolltest du noch von mir?«

»Dich zu einem Gang durch den Ort einladen.«

»Gibt es einen Grund?«

»Nein.« Er hob die Schultern. »Nur mal schauen, falls es dir recht ist.«

Ich schickte meiner Antwort ein Grinsen voraus. »Wie zwei Sheriffs – oder?«

»Meinetwegen auch das.«
»Okay, ich gehe mit.«
Wir verließen Mareks Haus gemeinsam, und der alte Vampirjäger schloss sorgfältig ab. Er besaß noch immer die alte Schmiede, die in einem schuppenähnlichen Anbau untergebracht war. Hin und wieder arbeitete Marek noch mit Hammer und Amboss, jedoch nur, wenn Not am Mann war. Seinen Lebensunterhalt hätte er damit nicht verdienen können. Für ein relativ gutes Einkommen sorgte Lady Sarah Goldwyn, die zweimonatlich einen Scheck schickte, damit Marek über die Runden kam und auch unabhängig blieb, denn oft genug konnten ihm nur Devisen weiterhelfen. Ich hatte ihm den Scheck mitgebracht, und er hatte wieder einmal den Kopf geschüttelt und sich sträuben wollen, das Papier anzunehmen. Ich musste ihn davon überzeugen, dass es kein Almosen war und dass wir oft genug auf seine Hilfe angewiesen waren. So konnte er sich den Kaffee besorgen, der mir bei ihm so gut schmeckte. Das war einer der kleinen Vorteile.
Die Luft war kalt. Sie roch auch nach Rauch, denn in den Häusern wurde geheizt.
Wir hörten, dass jemand Holz hackte. Es war einer von Mareks Nachbarn, der sich noch den Vorrat für den Winter zulegte. Als wir an ihm vorbeigingen, winkte er uns grüßend zu.
»Wo willst du eigentlich hin?«, fragte ich ihn und blieb mitten auf der Dorfstraße stehen.
»Mal schauen.«
Ich streckte ihm den Finger entgegen. »Hast du ein Ziel? Weißt du inzwischen mehr?«
»Nein, nicht direkt, John, aber wir könnten uns mal in der kleinen Kneipe umsehen.«
»Abgemacht.«
Die Dorfwirtschaft lag sehr zentral. Die Männer trafen sich hier, tranken, redeten und klatschten. Wenn jemand etwas erfahren wollte, dann hier. Auch sie und den Platz davor kannte ich gut. Er hatte schon harte Kämpfe erlebt.
Vor dem niedrigen Bau standen drei Wagen. Ein Lkw und zwei Pkw-Rostlauben, unter anderem ein alter VW-Käfer, wie Marek ihn auch besaß.
Gäste hielten sich kaum in dem schlichten Raum auf, der bei mir auch noch in guter Erinnerung war. Der Wirt erkannte mich natürlich wieder. Er sah aus wie jemand, der nicht wusste, ob er lachen oder weinen sollte. Schließlich entschloss er sich zu einem Lächeln, reichte mir die Hand und deutete mit der Linken auf die Seitenwand. »Da, das ist neu.«
Ich drehte den Kopf und sah das große Holzkreuz an der Wand.
»Alle Achtung.«

»Ich habe es sicherheitshalber aufgehängt.«

Alles verstand ich nicht, der Sinn seiner Antwort allerdings wurde mir schon klar.

Marek bestelle zwei Schnäpse, bevor ich meine Einwände erheben konnte. Ich kannte diese Vogelbeerschnäpse. Sie waren ein Hammer für sich und durchwühlten die Mägen der Trinker. Hier wurde der Schnaps noch in Wassergläsern serviert, und Marek grinste, als er sah, wie zögerlich ich nach dem Glas fasste. »Du hast schon einiges überstanden, John, den wirst du auch noch packen.«

»Meinst du?«

»Klar doch!«

»Ja, dann weg damit!«, Ich hob das Glas an und kippte mir die blasse Flüssigkeit in einer wahren Todesverachtung in die Kehle, wo mir plötzlich so heiß wurde, als hätte der Teufel persönlich ein Feuer entfacht. Ich beugte mich vor, schnappte nach Luft, hörte das Lachen der anderen Gäste und sah durch meine tränenden Augen, als ich mich wieder aufgerichtet hatte, das grinsende Gesicht des Wirts.

»Es war ein besonders guter. Habe ich das nicht gesagt?«

»Nein, nein!«, keuchte ich. »Das hast du wohl vergessen.«

»Pardon.« Das breite Grinsen strafte seine Entschuldigung Lügen.

Ich klammerte mich am hölzernen Handgriff fest. »Junge, Junge, womit habe ich das verdient.«

»Freunden bietet man das Beste an.«

»Dann nehme ich doch lieber das Zweitbeste.«

Wir lachten, und aus dem Hintergrund erschien die Wirtin. Sie war klein, schwarzhaarig und pummelig. Hatte eine unwahrscheinlich glatte Haut und schöne, dunkle Augen. Sie sagte etwas, das ich nicht verstand, stellte dann einen Teller vor mich hin, auf dem zwei kleine, zusammengerollte Pfannkuchen lagen.

»Was ist damit?«

Marek nickte. »Du sollst die beiden Pfannkuchen essen. Sie neutralisieren den Alkohol.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Womit sind sie gefüllt?«

»Schafskäse, Kräuter, Oliven…«

»Wehe nicht«, sagte ich und hob den ersten der beiden Pfannkuchen an. Ich war nicht reingelegt worden. Der Inhalt bestand aus Käse und Oliven, und es schmeckte mir. Als ich aufschaute, stand ein frisches Bier vor mir, für das ich mich bedankte.

Zu lange durften wir hier nicht bleiben, dass wusste ich, sonst hätte man mich aus der Kneipe tragen können. Auf einen randvollen Geisterjäger hatten die Vampire nur gewartet. Vielleicht wären sie dann von meinem Blut selbst betrunken geworden.

Das Bier schmeckte, und ich stellte den halb leeren Krug nach dem ersten Schluck wieder weg. Marek und der Wirt waren bereits in ein Gespräch verwickelt, von dem ich nicht viel verstand. Ich gebe es trotzdem wieder, weil Marek es mir später übersetzte.

»Er ist nicht zurückgekehrt?«

»Wen meinst du?«

Marek verdrehte die Augen. »Branco Uljaki natürlich.«

Der Wirt tippte gegen seine Stirn. »Ist der nicht etwas von der Rolle?«

»Nein.«

»Aber sie haben ihn doch weggeschafft.«

»Das muss nichts zu sagen haben. Für mich ist dieser Mann völlig normal. Der hat sogar einen besseren Durchblick als die meisten von uns. Und er hat vor den vier Blutsaugerinnen gewarnt.«

»Ja, deine Mädchen.« Der Mann beugte sich vor. »Bist du denn sicher, dass sie zu Vampirinnen geworden sind?«, flüsterte er. »Hast du sie vielleicht gesehen?«

»Noch nicht.«

»Du rechnest damit?«

Marek nickte.

Der Wirt drehte sich und schaute gegen die Wand, wo das große Kreuz hing. »Hierher werden sie sich nicht trauen. Wenn sie kommen, wird sie das Kreuz schon abschrecken.«

»Hoffentlich.«

»Meinst du nicht?«

Der Pfähler hob die Schultern. »Ich würde mich nicht nur darauf verlassen. Die Blutsauger sind schlau. Wenn sie unter der Fuchtel des Dracula II stehen, wird er sie schon präpariert haben. Die wissen sich dann zu bewegen.«

»Das will ich mal hoffen.« Der Wirt schielte zum Fenster. »In gut drei Stunden wird es dämmern. Rechnest du mit einem Angriff in der folgenden Nacht?«

»Ja, ich rechne damit.«

»Nur auf dich?«

Marek hatte sehr deutlich das leichte Zittern in der Stimme des Mannes gehört. »Das kann ich dir nicht genau sagen, doch ich will dir eine ehrliche Antwort geben. Ich denke schon, dass sich die vier Mädchen, falls sie dann zu Blutsaugerinnen geworden sind, hier im Ort verteilen und Jagd auf menschliche Beute machen.«

Frantisek Marek hatte so laut gesprochen, dass einige Gäste hatten zuhören können, und nicht wenige von ihnen strichen mit den Fingerkuppen über ihre Hälse hinweg, als wollten sie damit die Bissstellen der Blutsauger markieren.

Der Pfähler übersetzte mir das Gespräch und fügte hinzu: »Es wird sich jetzt herumsprechen, was hier gelaufen ist, John. Ich hoffe, dass

die Leute in den Häusern bleiben und sich nicht irgendwelchen Mutproben unterwerfen wollen. Da denke ich besonders an die Jugendlichen.«

»Das hoffe ich auch. Aber gibt es noch Jugendliche bei euch? Sind nicht alle in die Städte abgewandert oder ins Ausland gegangen?«

»Keine Sorge, John, es sind schon noch welche hier. Und dann gibt es noch die, die zurückgekehrt sind, die nicht ihr Glück, sondern ihr Pech in der Fremde gefunden haben.« Frantisek griff zum Krug. Er umklammerte den Griff, prostete den Gästen zu, ich ebenfalls. Wir tranken und hatten die Krüge noch nicht richtig abgesetzt, als Unruhe an der Tür entstand.

Marek schaute hin, ich ebenfalls.

Mein Freund schluckte. »Das… das gibt es doch nicht«, sagte er, als er die beiden Männer anschaute.

»Wieso?«

»John, ich kann es nicht begreifen. Der eine ist ein Soldat oder Gefängnishüter, was auch immer. Der andere aber ist«, Marek schüttelte den Kopf, »das ist Branco Uljaki…«

***

Das war in der Tat eine Überraschung. Ich hatte den Eindruck, als hätte dieser Fall einen neuen Drive bekommen, einen Kick, um wieder in Schwung zu geraten.

Marek stieß mich an. »Du wirst verstehen, wenn ich mich um Branco und den anderen kümmern muss, John…?«

»Natürlich.«

»Ich werde dir alles übersetzen.« Der Pfähler war in seinem Element. Er winkte, denn die beiden Männer standen noch immer unschlüssig an der Tür. Als sie das Zeichen sahen und Uljaki Marek auch erkannte, umspielte Erleichterung seine Lippen. Er stieß den Nebenmann an, flüsterte ihm etwas zu, und der nickte.

Marek blieb vor ihnen stehen. Er redete nur wenig, handelte stattdessen und führte die beiden auf einen der wenigen Tische zu. Er rückte Stühle zurecht, und ich schaute zu, wie sich die Männer aufatmend hinsetzten. Marek bestellte lautstark Bier, hörte zu, wie Uljaki ihm etwas zuflüsterte und bestellte auch noch etwas zu essen. Die beiden sahen nicht nur erschöpft aus, sie wirkten auch hungrig und durstig.

Die übrigen Gäste kümmerten sich nicht um sie. Auch ich kam mir an der Theke ziemlich verloren vor, was sich schnell änderte, denn der Pfähler gab mir ein Zeichen, das ich verstand. Ich nahm mein Bier mit, als ich zum Tisch ging. Wie gesagt, mein Rumänisch war nicht besonders. Ich stellte mich vor.

Der Uniformierte kümmerte sich nicht um mich, er schaute auf die

Tischplatte und tat so, als wäre ich nicht da. Branco Uljaki aber schaute mich gespannt an. Er hatte durch Marek von mir gehört und lächelte erleichtert.

Dann redete er auf mich ein. Ich hob beide Hände zur Abwehr, doch er hörte nicht auf. Frantisek erbarmte sich schließlich und übersetzte. Was Branco berichtet hatte, war haarsträubend, auch wenn wir bisher nur Fragmente gehört hatten.

Da die Wirtin das Essen brachte, es waren auch die kleinen Pfannkuchen, stockte das Gespräch.

Beide hatten Hunger.

»Sie haben es also geschafft«, sagte ich zu Marek. »Aber die Blutsauger sind nicht weniger geworden. Oder hast du einen Grund, an den Erzählungen zu zweifeln?«

»Auf keinen Fall.«

»Vier sind es zumindest.«

Marek nickte. »Ja, vier Frauen. Ich denke jedoch, dass wir den zweiten Wächter noch hinzuzählen müssen. Er heißt Peter. Die Blutsauger werden ihn nicht ungeschoren gelassen haben.« Er streckte seine Arme in die Höhe. Es war eine Geste des Wohlbehagens. »Irgendwie habe ich das Gefühl, dass es endlich zur Sache geht.«

»Du bist sehr optimistisch.«

Er beugte sich vor. »John, es muss mal wieder etwas geschehen. Du glaubst nicht, was es mir für einen Schock versetzt hat, als ich merkte, dass die vier jungen Frauen verschwunden waren. Die hat sich Mallmann geholt. Jetzt haben wir sogar den indirekten Beweis.«

»Obwohl er von den beiden nicht gesehen wurde.«

»Das stimmt auch.«

Sie aßen. Sie hatten Hunger, und sie ließen die Tischregeln außer Acht. Wenn Kinder sich so benehmen, kriegten sie zumeist großen Ärger. Den beiden war es zu verzeihen, obwohl ihr Schmatzen bei mir eine Gänsehaut hinterließ. Nicht bei Marek. Er kümmerte sich nicht darum, sondern erklärte mir, dass er den beiden unbedingt einige Fragen stellen wollte. Es waren ihm zu wenig Einzelheiten mitgeteilt worden.

Die beiden Krüge hatten sie schnell geleert. Marek bestellte Nachschub, der auch sofort kam, wobei ich nichts mehr trinken wollte.

Der Krug ging trotzdem nicht zurück. Branco hatte noch Verwendung für ihn.

Er war im besten Alter, hatte graue Haare und wirkte alterlos. Sein Gesicht zeigte einen schmalen Schnitt. Die grauen Augen lagen tief in den Höhlen, und die Nase wirkte wie ein krummer Stab. Er trug einen grauen Mantel, der genauso schmutzig war wie sein Gesicht.

Der Uniformierte sah nicht besser aus. Nur wirkte er so rund und gut

genährt wie ein Schweinchen. Nichtsdestotrotz hatte er sich auf die Seite des Gefangenen geschlagen, und das war ihm hoch anzurechnen.

In unserer unmittelbaren Nähe lag das Fenster. Ich konnte nach draußen schauen. Der Platz vor dem Gasthaus wirkte wie leer gefegt. Überhaupt war in Petrila wenig los. Das Dorf gehörte sowieso zu den Orten, die nicht eben am Puls der Zeit lagen, aber etwas mehr Bewegung hatte ich hier schon erlebt. Es kam mir so vor, als wüssten die Menschen Bescheid über die schrecklichen Dinge. Sie stellten sich darauf ein, sie warteten ab, sie würden wieder einmal das Grauen erleben und fürchteten sich vor der nächsten Nacht.

Ich dachte daran, dass ich bei Einbruch der Dunkelheit mit meinen Patrouillengängen beginnen würde. Dann würde ich mir wirklich vorkommen wie ein Marshal, aber das musste eben sein. Auch die Bewohner kannten sich aus. Man brauchte ihnen nicht erst zu sagen, wie sie sich zu verhalten hatten. Sie ließen von sich aus die Türen und Fenster der Häuser geschlossen, sie verfügten auch über die entsprechenden Mittel, um die Macht des Bösen abzuwehren. Ein moderner Mensch musste sich vorkommen wie im letzten Jahrhundert, als Bram Stoker seinen berühmten Roman »Dracula« geschrieben hatte, denn da hatten sich die Menschen auch vor den Vampiren zurückgezogen und ihre Häuser durch eine Anzahl von Knoblauchstauden gesichert. Das würde sich hier wiederholen, denn keiner wollte, dass ein Blutsauger sein Haus betrat.

Die Teller waren leer.

»Noch Nachschlag?«, fragte Marek.

»Nein.«

»Gut. Wir müssen uns jetzt darüber unterhalten, was wir unternehmen werden. Diese Nacht wird entscheidend sein. Ihr habt eine Blutsaugerin gesehen, aber es werden mehrere sein. Vier Frauen kenne ich, die den tödlichen Kreislauf in Gang gesetzt haben können, und jetzt rollt die Walze weiter.«

Marek hatte langsam gesprochen. Ungefähr ein Drittel hatte ich verstehen können, dann nahm er auf mich keine Rücksicht mehr und redete schneller weiter.

Ich hörte nicht zu, sondern wartete ab. Die Unterhaltung wurde oft nur im Flüsterton geführt, was gut war, denn wir wollten die anderen Gäste auf keinen Fall beunruhigen, die hin und wieder mit skeptischen Gesichtern zu unserem Tisch rüberschauten.

Zwei Männer standen auf, nachdem sie gezahlt hatten. Sie verließen das Wirtshaus eilig und stiegen in den Lastwagen, der vor dem Bau parkte. Als der Motor angelassen wurde, zitterte der gesamte Wagen, und aus seinem Auspuff quoll eine dicke blauschwarze Wolke, die sich als stinkendes Etwas in der Luft verteilte.

Ich stand auf und betrachtete mir das Kreuz aus der Nähe. Es war

groß schlicht. Es flößte mir Vertrauen ein, ebenso wie das kleine Weihwasserbecken direkt unter dem Kreuz. Ich musste daran denken, dass Vampire Weihwasser ebenfalls hassten.

Hinter mir hörte ich Schritte. Die Wirtin kam. Sie blieb neben mir stehen, reichte mir nur bis zur Schulter, so klein war sie. Einen Finger tauchte sie in das Becken und bekreuzigte sich. Dann flüsterte sie mir etwas zu, das ich nicht verstand und deshalb bedauernd die Schultern hob.

Die Frau lächelte erst mich an, danach das Kreuz. In ihren Augen stand ein so großes Vertrauen, dass ich mir um sie keine Sorgen zu machen brauchte.

»Es ist gut, das Kreuz!«, radebrechte ich.

»Ja, wir sind stolz darauf.«

»Was machen Sie in der Nacht?«

»Wir bleiben hier unten.« Sie sprach langsam, damit ich sie verstehen konnte.

»Und wenn sie kommen?«

»Sie werden nicht kommen. Wir sind geschützt. Der Herrgott ist da, der es tut,«

»Ja, das glaube ich auch.« Ich wollte mich wegdrehen, die Frau aber hielt mich fest.

»Die Hölle darf nicht gewinnen, verstehen Sie? Es darf keinen Sieg des Bösen geben.«

»Richtig.«

»Sie sind ein guter Mann. Marek ist es auch. Seine Freunde sind uns immer willkommen.«

»Danke.« Ich konnte die Unterhaltung nicht mehr fortführen, weil ich sah, dass an Mareks Tisch Bewegung entstand. Die drei Männer waren dabei, sich zu erheben.

Marek zahlte die Rechnung, bevor ich dies übernehmen konnte. Er ließ sich da auch auf nichts ein. »Du bist mein Gast, John. Hier erledige ich es, verstanden?«

»Schon gut.«

Der Pfähler redete noch einige Worte mit dem Wirt, dann verließen wir gemeinsam das Gasthaus. Vor der Tür blieben wir stehen und schauten nicht nur in den Ort hinein, in dem die Häuser nicht so dicht zusammenstanden, in dem es noch viel Platz gab, wo jeder noch viel Grund besaß.

Grau lag Petrila vor uns.

Grau wie auch der herbstliche Himmel. Nicht weit entfernt, manchmal wie zum Greifen nahe wirkten die Berge. Die mächtigen, dunklen Karpaten, dicht bewaldet, deshalb dunkel wirkend, über die schon so viel Legendenhaftes geschrieben worden war. Auf mich machten die Berge einen normalen Eindruck. Ich konnte mir

allerdings vorstellen, dass die dunklen Wälder auf viele Menschen bedrückend wirkten. Hinzu kamen die alten Vampir- und Werwolfgeschichten, die sich auch in der neuen Zeit noch gehalten hatten und die immer wieder durch bestimmte Ereignisse neue Nahrung erhielten. Wir hatten hier schon Horror pur erlebt.

Versteckt in den Wäldern lagen die alten Ruinen zahlreicher Burgen und Landsitze. Die meisten davon waren zerstört. Die wenigen, die erhalten geblieben waren, wurden nicht mehr wie früher von den Touristengruppen angefahren. Das Geld blieb deshalb aus, die Renovierung geriet ins Stocken, so gammelten die Baustellen vor sich hin. Ich mochte das Land trotzdem, hatte aber seit meiner Ankunft das Gefühl gehabt, es läge unter einer bedrückenden Glocke der Depression, die an den Menschen nicht spurlos vorübergegangen war.

Frantisek stieß mich an. »Was hast du? Woran denkst du? Wo wandern deine Gedanken hin?«

Ich lächelte ihn an. »Wenn ich hier bin, immer zu den Vampiren. Ist doch klar.«

»Ja, das stimmt.« Er trat einen Schritt vor und stemmte die Hände in die Hüften. »Es ist klar, dass die beiden nicht mehr weiter wollen. Wir werden sie hierbehalten. Wichtig ist nur, dass sie diese Nacht gesund und lebend überstehen.«

»In deinem Haus, nehme ich an.«

»Ja, das hatte ich mir so gedacht. Du hast doch keine Einwände?«

Ich musste lachen. »Wie könnte ich denn? Um Himmels willen, nein, das geht schon in Ordnung.«

»Und was hast du vor?«

»Ich schaue mich mal um.«

»Im Ort?«

»Wo sonst?«

Marek deutete zum Himmel. Es dauert noch eine Weile, bis die Dunkelheit hereinbricht. »Ich weiß nicht, wie sie in den Ort kommen werden, ob zu Fuß oder mit dem Wagen.«

»Du meinst den Transporter?«

»Ja, warum nicht?«

Ich runzelte die Stirn. »Glaubst du, dass ein Vampir ihn fahren könnte?«

Frantisek lächelte. »Es kommt auf den Vampir an. Vergiss nicht, dass da noch eine Type namens Peter herumläuft. Den Fahrer scheinen sie ja erschlagen zu haben. Sie werden auch Peters Blut getrunken haben. Und ich kann mir vorstellen, dass er bestimmte Dinge aus seinem ersten Leben nicht vergessen hat. Dazu gehört das Autofahren.«

»Nicht schlecht kombiniert.«

»Ich will aber nicht vorgreifen, sondern nur darauf hingewiesen haben. Wenn du deinen Rundgang beendet hast, erwarte ich dich bei

mir. Alles klar?«
»Sicher.«
»Dann bis später.«
Marek und die beiden Männer verließen mich. Nachdenklich schaute ich ihnen noch nach. Dann setzte auch ich mich in Bewegung.

***

Er war ein Mensch, der sehen, laufen, sich bewegen und fast alles normal unternehmen konnte. Nur eines brauchte er nicht mehr – zu atmen. Deshalb war er anders, deshalb war er auch nur am Äußeren nach ein Mensch, in seinem Innern aber zu einer Bestie geworden, zu einem Wiedergänger, zu einem lebenden Toten, einem Vampir.
Und er hieß Peter!
Das wusste er sehr gut, denn er erinnerte sich an vieles. Nur wurden seine Erinnerungen von einem anderem Gefühl überschüttet, das sich einfach nicht verdrängen ließ.
Es war die Gier nach einer bestimmten Nahrung, nach dem Blut der Menschen.
Er selbst war von einem weiblichen Vampir angefallen worden und irgendwann aus der tiefen Starre erwacht. Da hatten ihn die vier Frauen umstanden und auf ihn herabgeglotzt, mit leeren Augen, verzerrten Lippen und schimmernden Vampirzähnen.
Er hatte keine Angst empfunden, sondern sich sofort mit ihnen verbunden gefühlt. Sie waren ein Team geworden, eine Gemeinschaft, und sie hatten dieselben Ziele.
Sie wollten Blut, und sie würden es bekommen!
Zuvor galt es, bestimmte Vorbereitungen zu treffen. Der Fahrer war von den Frauen erschlagen worden. Sein Blut konnten sie nicht mehr trinken.
Peter erhielt von den vier bleichen Frauen den Auftrag, die Leiche verschwinden zu lassen. Er ging mit dem Toten in den Wald und warf ihn dort in eine Mulde. Als er zurückkehrte, brach bereits die Morgendämmerung an, und er fühlte eine nicht unerhebliche Schwäche in sich aufsteigen. Nur mühsam erreichte er den Wagen, wo die vier Frauen auf ihn warteten und ihm ihre nächsten Pläne erklärten, in dem der Wagen eine große Rolle spielte.
Der Transporter musste von der Straße weg und in ein Versteck gefahren werden. Es war nicht leicht, doch mit viel Geduld und Mühe schaffte es Peter, ihn wieder in Gang zu bringen und aus dem Graben zu lenken. Sie fuhren dann in ein Versteck im Wald. Dazu nahmen sie einen schmalen Weg, der in die dunkle Tiefe hineinführte.
Dort blieben sie stehen.
Zu fünft verkrochen sie sich auf die düstere Ladefläche, während es draußen heller und heller wurde.

Auf der Ladefläche kauerten sie sich zusammen, um die Zeit der Lethargie zu überstehen. Jeder Tag verging, und die Nacht löste ihn ab. Auf sie oder zumindest auf den Abend warteten sie.

Sie verschliefen den Tag. Hin und wieder nur gestört durch Geräusche, wenn andere Fahrzeuge in der Nähe vorbeifuhren und die Geräusche von der Straße her zu ihnen hochdrangen. Es waren besonders die weiblichen Vampire, die aufschreckten, wenn sie daran dachten, dass dort menschliches Blut vorbeifuhr. Aus Schlauheit hielten sie sich zurück, weil sie genau wussten, wie schwach sie während des Tages waren.

Die Stunden reihten sich aneinander. Der Mittag floss vorbei, der Nachmittag ergriff vom Tag Besitz. Der frühe Abend kündigte sich an. Erste Dunstschwaden stiegen auf und vereinigten sich. Sie schwebten wie Geister lautlos durch den Wald. Und den Blutsaugern kam es vor, als wäre ein Wecker gestellt worden, denn gemeinsam erwachten sie und lösten sich aus ihrer Lethargie.

Sie standen auf.

Durch die Luke sickerte das schwache Licht. Auch Peter stand auf den Beinen. Er spürte die Hände der Frauen an seinem Körper, als sie ihn festhielten, weil er noch etwas unsicher war und schwankte.

Stimmen erreichten ihn, die ihm erklärten, was er zu tun hatte und wie ungemein wichtig seine Aufgabe war.

»Ja, ich werde es versuchen.«

»Dann fahr los!«

Der Vampir verließ den Laderaum. Er sprang nach draußen in die Kühle, die er nicht spürte, denn diese menschlichen Eigenschaften waren bei ihm ebenfalls nicht mehr vorhanden. Er knickte zusammen, erhob sich und legte die ersten Schritte nur mehr taumelnd zurück. Der Wald umgab ihn wie ein dichtes Gespinst. Wenn er genau hinschaute, schwankten die Bäume vor seinen Augen. Er hatte Mühe, auf den Füßen zu bleiben und zog mit einer sehr matten Bewegung die Tür des Fahrerhauses auf. Dann kletterte er hinein, was ihn ebenfalls Überwindung kostete. Mit dem Kopf zuerst schob er sich voran und rutschte mit dem Kinn über das schmutzige und teilweise eingerissene Polster des Sitzes hinweg, krallte sich dabei am Lenkrad fest und zog sich tiefer in das Fahrerhaus hinein.

Dann hatte er es geschafft!

Er saß hinter dem Steuer, hielt sich trotzdem daran fest, um seine Schwankungen auszugleichen. Aus seinem offenen Maul drangen gurgelnde Laute. Der Drang nach dem Lebenssaft der Menschen wurde übermächtig und peinigte ihn immer stärker.

Peter fragte sich, ob er es überhaupt schaffen würde, den Wagen zu lenken.

Dumpfe Schläge gegen die Rückwand zeugten davon, dass die vier

Vampirfrauen hinter ihm ungeduldig geworden waren. Sie wollten weg, das Blut lockte.

»Ja!«, keuchte er, »ja, ich schaffe es schon.« Er ließ den Motor an.

Nach ein paar würgenden Geräuschen lief er rund, und Peter konnte den Wagen zurücksetzen. Die Reifen rumpelten über den unebenen Boden, der Fahrer selbst wurde durchgeschüttelt, und er schwankte hinter dem Lenkrad von einer Seite zur anderen.

Es kam ihm wie ein Wunder vor, dass er es schaffte, den Wagen auf den Weg zu fahren und dort so zu rangieren, dass er mit der Schnauze in der gewünschten Fahrtrichtung stand.

Das war okay!

Er fuhr an.

Und er spürte plötzlich, dass die alte Schwäche allmählich zurückgedrängt wurde. Es war noch nicht dunkel geworden, doch es würde nicht mehr lange dauern, bis die Dämmerung es geschafft hatte, das Land mit ihrem grauen Schleier zu bedecken.

Der Wagen rollte auf der normalen Straße weiter, tauchte in Schlaglöcher ein, wurde wieder hervorgedrückt, rumpelte und schwankte weiter, und sein Fahrer fühlte sich von Minute von Minute besser.

Hinter dem Steuer hockte ein Monster. Peter hatte sein Gesicht verzogen, in seinen Augen lag eine erschreckende Starre. Kein Leben steckte mehr in ihm. Er war nicht mehr als eine Figur, ein Zerrbild des Schreckens, ein Teufel in Menschengestalt. Einer, der das Blut wollte und es auch finden würde.

Die vier weiblichen Vampire auf der Ladefläche verhielten sich ruhig. Sie fühlten sich inmitten der Vorfreude auf das menschliche Blut, denn sehr bald schon sollte ihnen der gesamte Ort gehören. Petrila musste zu einem Ort der Blutsauger werden. Von dort aus würden sie beginnen, um andere Teile dieses chaotischen Landes zu erobern, das andere Probleme hatte, als sich um Vampire zu kümmern.

Daran dachte die bleiche Gestalt im Fahrerhaus nicht. Peter fuhr weiter, er stierte durch die Scheibe, und er merkte, wie die Dämmerung heranschlich und er gezwungen war, die Scheinwerfer einzuschalten. Nur zweimal kamen ihm Fahrzeuge entgegen. Einmal wurde es knapp, denn auch ein anderer Lastwagen wollte vorbei.

Peter hätte ihn beinahe in den Graben gedrückt.

Der zweite Wagen, ein Kombi, konnte als Klapperkiste bezeichnet werden. In seinem Innern stapelten sich alte Möbelstücke wie Tische und Stühle.

Nach dieser Begegnung war die Bahn frei. Zum ersten Mal durchströmte Peter ein anderes Gefühl. Er spürte die andere Kraft, die von ihm Besitz ergriff. Sie machte ihn optimistisch, aber sie verdrängten nicht die Gier nach Blut.

Er erhöhte das Tempo.
Der Wagen gehörte beileibe nicht mehr zu den jüngsten Modellen, er hatte so seine Tücken. Gerade bei höherer Geschwindigkeit machte sich das bemerkbar, da stöhnte und ächzte er wie ein krankes Tier.
Darauf nahm Peter keine Rücksicht. Auch nicht auf die Unebenheit der Wegstrecke, denn bei jedem Schlagloch oder jeder Querrille wurde das Fahrzeug in die Höhe geschleudert, als wäre es von unsichtbaren Fäusten getroffen worden.
Die Enge des Tals verschwand. Wiesen breiteten sich rechts und links der Straße aus. Das Gras sah nicht mehr grün aus. Es hatte die bräunliche Winterfarbe angenommen und sich traurig zur Seite gebeugt.
Vor Peter öffnete sich das Tal. Petrila war in Sicht!
Kein besonders großer Ort, aber ein bekannter. Im letzten Licht der Dämmerung verschwammen die Umrisse der Häuser. Sie sahen aus, als hätte sich eine Decke über sie hinweggesenkt, um alles verschwinden zu lassen.
Nur der Kirchturm war gut zu sehen. Haß durchströmte den Fahrer, als er ihn entdeckte. Sein Gesicht zeigte die Anspannung und auch die Gier. Er konnte denken, jedoch nicht mehr menschlich.
Schlau mussten sie sein, sehr schlau. Der Wagen, ein Fremdkörper in Petrila, sollte nicht sofort entdeckt werden. Niemand konnte dann Verdacht schöpfen.
Die Häuser lagen, besonders am Ortsrand, weit verstreut. Da man hier von einem ländlichen Gebiet sprechen konnte, es gab Felder, Wiesen und auch Weiden, entdeckte Peter auch zahlreiche Ställe und Scheunen. Eine visierte er an.
Bisher hatte den Wagen niemand gesehen. Die Scheune lag schon nicht mehr am Ortsrand, fast im Ortskern, dafür aber so günstig, dass man an der Breitseite den Wagen parken konnte, ohne dass er sofort entdeckt wurde. Langsam rollte das Fahrzeug aus. Unter den Reifen zerbrachen einige im Weg liegende Holzplatten. Der Vampir schaltete den Motor aus. Es hörte sich an, als wollte der noch einmal tief durchatmen, bis er endlich – nach einigen knackenden Geräuschen – zur Ruhe gekommen war.
Schluss – und geschafft!
Auf dem blassbleichen Gesicht des Blutsaugers erschien ein böses, triumphierendes Grinsen, als er daran dachte. Er hätte nicht gedacht, es so weit zu bringen. Er fühlte sich nicht mehr matt, die Dämmerung hatte seine Kräfte wiedererweckt, und wenn er aus einem bestimmten Winkel zum Himmel schaute, sah er sogar den schwachen, blassgelben Mond hinter einem dünnen Schleier aus Wolken.
Peter stieg aus. Mit beiden Füßen stand er fest und sicher auf dem Boden. Der Schatten des Wagens und der der Scheune hüllten ihn ein.

Und er selbst kam sich ebenfalls vor wie ein Schatten, als er sich lautlos an dem Fahrzeug vorbeibewegte und an der Ladetür stehen blieb, die von ihm nicht erst geöffnet werden musste, denn von innen drückte sie eine bleiche Frauenhand auf.

Vier Gesichter starrten auf ihn nieder.

Er nickte.

Als die Frauen die Ladefläche verließen, trat er zur Seite, um nicht von ihnen umgerissen zu werden. Obwohl sie verschieden aussahen, wirkten sie alle gleich. Es konnte an ihren starren, leicht verzerrten Gesichtern liegen, natürlich auch an den toten Augen und den bleichen Lippen, die von einer schorfigen Kruste überzogen waren.

»Gut hast du das gemacht!«

Peter fühlte sich verlegen.

Zwei Hände legten sich gegen seine Wangen. »Du bist derjenige, der sich noch zurückhalten muss«, flüsterte eine Stimme dicht vor seinem Gesicht. »Wir werden dich als Aufpasser hier lassen. Später kommt eine von uns zu dir zurück und gibt Bescheid. Dann wirst du ebenfalls das Blut der Menschen saugen können.«

»Aber ich wollte…«

Die beiden Hände drückten das Fleisch der Wangen zusammen.

»Nein, du hast nichts zu wollen. Wir sind eine Gemeinschaft, in die du dich einfügen musst. Klar?«

»Jetzt schon.«

»Gut, dann warte hier.«

Er hatte noch eine Frage und hielt die Blutsaugerin fest, als sich diese von ihm abwenden wollte. »Wann werdet ihr mich holen, und was ist, wenn jemand kommt?«

Das Wesen drehte sich um. Die schwarzen Haare klebten an ihrem Kopf. »Wenn jemand kommt, gehört er dir. Um Mitternacht werden wir wieder Zusammensein.«

Er nickte. Mit dieser Antwort musste er sich einfach zufrieden geben. Die vier Untoten hatten genug geredet. Sie bewegten sich hintereinander an der Breitseite der Scheune vorbei, um dann ins Freie zu treten, das nicht mehr so leicht zu überblicken war, weil sich der anbrechende Abend über den kleinen Ort gesenkt hatte.

Petrila erwartete die lange Nacht.

Und fünf Untote lauerten auf das Blut der Bewohner!

***

Mein Gang durch den Ort hatte nichts ergeben. Es war mir nicht gelungen, auch nur eine winzige Spur von den Blutsaugern zu entdecken, aber ich gab nicht auf, sondern vergrößerte meine Kreise, um auch an die Ränder zu gelangen, wo die Häuser nicht mehr dicht beisammenstanden und die Felder begannen.

Wenn ich ganz ehrlich sein sollte, dann hoffte ich auch, dass mir Will Mallmann alias Dracula II über den Weg lief. Er hatte sich die vier Frauen schließlich geholt, und er würde auch wohl zuschauen, wie sie sich verhielten und ob sie ihm Ehre machten.

Keine Spur auch von ihm…

Längst waren die Lichter eingeschaltet worden. Straßenlaternen leuchteten nicht. Wenn ein Schein die Straßen traf, dann fiel er aus den Fenstern der Häuser. An der alten Tankstelle am Ende des Dorfes blieb ich stehen. Ich betrat das Gelände, passierte die beiden Zapfsäulen und schaute in die Bruchbude hinein, die dem Tankwart als Unterkunft diente.

Der Mann war nicht da.

Er hatte die Tür nicht abgeschlossen. Als ich sie öffnete und in den dunklen Raum hineinschaute, wehte mir der Geruch von Öl und Benzin entgegen.

Ich zog mich wieder zurück.

Stille umgab mich. Auch weiter hinten im Ort hörte ich keine Geräusche.

Nicht mal ein struppiger Straßenköter kläffte. Hier hielten alle den Atem an.

Ich setzte meinen Weg fort. Der einsame Marshal, der auf der Suche nach den Revolverhelden war, doch so sicher wie der Mann im Kino fühlte ich mich nicht.

Ich befand mich noch im unmittelbaren Bereich der Tankstelle, als ich das Geräusch hörte, das in der abendlichen Stille sehr laut klang, obwohl es weit von mir entfernt sein musste. Sehr schnell hatte ich es identifiziert.

Da kam ein Wagen!

Kein Pkw, sondern ein größerer. Natürlich dachte ich sofort an den Transporter, und plötzlich war die Spannung wieder in mir.

Man konnte es auch als Jagdfieber bezeichnen.

Über meinen Rücken kroch der eisige Schauer. Ich starrte in die Richtung, aus der ich das Geräusch gehört hatte, vergeblich.

Dann verstummte der Motor.

Wieder senkte sich die Stille über den Ort.

Ich atmete tief durch.

Wohl fühlte ich mich nicht. Allein deshalb nicht, weil ich das Fahrzeug nicht entdeckt hatte und demzufolge nicht wusste, wo es parkte. Ich musste mich schon auf mein Gehör verlassen und ging wieder auf den Ortsrand zu.

Sehr langsam, auch sehr wachsam.

Mein Kreuz hatte ich vor die Brust gehängt. Hin und wieder fühlte ich nach dem Metall. Es hatte sich nicht erwärmt, mir somit keine Warnung vor Schwarzblütern gegeben.

Keine Stimme war zu hören. Petrila blieb still wie ein großes Grab.

Den Bereich der Wohnhäuser hatte ich längst verlassen und näherte mich dem Außenrand, wo verfallene Gebäude standen, die als Schuppen oder Scheunen benutzt wurden.

Hierher drang überhaupt kein Lichtschein. Es war wesentlich dunkler als im Ort, und zwischen den Gebäuden verdichteten sich die düsteren Schatten.

Für die Gänsehaut auf meinem Rücken trug nicht allein der kühle Wind die Schuld. Es war die eigene Spannung, die mich nicht losließ und jetzt, wo ich mich im Bereich der Scheunen befand, noch mehr zunahm. Ich ahnte, dass sich hier etwas tun könnte, dass hier die Gefahr lauerte und dann zuschlug.

Trotzdem ging ich weiter.

Vor mir wuchs die nächste Scheune hoch. Sie kam mir größer vor als die übrigen Bauten. Sie war einfach nicht zu übersehen. Wie ein scharfer Scherenschnitt hob sich das Dach ab.

Einigermaßen unbewusst hatte ich meine Schritte verlangsamt. Ich blieb gar stehen und schaute mich um.

Niemand lauerte mir auf.

Keiner löste sich aus der Dunkelheit!

Verdammt noch mal, warum reagierte ich dann nicht anders?

Warum war ich denn so aufgewühlt? Ich schob mich dicht an der Breitseite der Scheune entlang, drehte mich um die Ecke, passierte auf Zehenspitzen die schmalere Seite und ärgerte mich darüber, dass mir der Atem wie eine flattrige Rauchfahne vor den Lippen stand und leicht entdeckt werden konnte.

Zwei Sekunden später war alles anders. Da kam ich mir vor, als hätte man mir ein zweites Bühnenbild in den Sichtbereich geschoben, denn meine Augen weiteten sich.

Ich sah den Wagen!

Es musste der Transporter sein, und er stand im Schatten der rechten Scheunenseite. Ich sah ihn nur von vorn, ich konnte ihn riechen, denn der Gestank von Sprit und Schmiere wehte mir entgegen. Er war noch warm, aber er war leer.

Ich hatte mich dazu entschlossen, durch die verschmutzten Scheiben in das Fahrerhaus zu leuchten. Kein Gesicht tauchte in dem Lichtkegel auf.

Vier Vampirinnen und ein Fahrer!

So hatten wir gezählt, und das würde ungefähr hinkommen. Ich rechnete nach, wie lange der Wagen hier schon stand. Jedenfalls lange genug, um den Blutsaugern einen sicheren Vorsprung zu geben.

Ein Versteck hatten sie wohl rasch gefunden.

Ich atmete tief aus. Beruhigt war ich nicht. Es war einfach zu dunkel hier, ideal für einen schwarzmagischen Gegner.

Ich musste mir den Wagen genauer anschauen, und dabei drehte es sich natürlich um das Innere der Ladefläche. Er war als Kastenwagen gebaut worden, ziemlich eckig, und an seinem Ende fiel mir der seltsam geformte und abstehende Schatten auf, der mich zuerst an den Flügel eines Vogels erinnerte.

Beim Näherkommen sah ich, dass eine Türhälfte offenstand, und kurze Zeit später entdeckte ich auch die zweite Hälfte. Sie war ebenfalls nicht geschlossen.

Es lohnte kaum, in den Wagen hineinzuleuchten, ich tat es trotzdem, weil ich mir keine Vorwürfe machen wollte. Auf der Ladefläche entdeckte ich die Pritschen und hatte das Gefühl, von einem Blutgeruch erwischt zu werden, der sich wie eine klebrige Masse auf meine Lippen legte. In ihn hinein mischte sich der Gestank nach schmutziger Erde und feuchter Kleidung.

Wieso?

Der Hieb erwischte mich am Rücken. Ich schrie auf und wurde nach vorn geworfen. Dabei verlor ich die Lampe, die tiefer in den Laderaum hineinrutschte, gegen eine Wand prallte und liegen blieb.

Mit dem Kinn schlug ich auf einen harten Gegenstand, und vor meinen Augen blitzten Sterne auf.

Ich hörte die Schritte hinter mir.

Da wusste ich Bescheid, dass mich der Vampir oder wer immer es gewesen sein mochte, nicht direkt angegriffen hatte. Er musste irgendeinen Gegenstand geworfen haben und hatte leider eine ideale Stelle in meinem Kreuz erwischt.

Mein Rücken fühlte sich steif an. Noch immer lag ich mit dem Oberkörper auf der Ladefläche. Die Füße standen noch auf dem Boden, und um meine Waden legten sich Hände wie kalte Klammern.

Sie zerrten daran!

Wieder fiel ich nach vorn, konnte mich aber abstützen, und schlug nicht mit dem Gesicht auf. Im Fallen drehte ich mich. Es mag seltsam erscheinen, dass ich keinen Versuch der Gegenwehr unternahm, aber der »Brand« im Rücken war zu stark.

Zum Glück hatte ich mich gedreht, sodass ich nicht auf den Rücken prallte, sondern auf die rechte Schulter. Da beide Beine losgelassen worden waren, rollte ich mich ab.

Ich wusste, dass ich die Beute eines Blutsaugers werden sollte, drehte mich herum und sah ihn dicht vor und über mir.

Es war ein Mann!

Der Name Peter schoss mir durch den Kopf. Man hatte mir den Fahrer auch beschrieben. Selbst der Schmutz an seinem Körper und der Dreck in seinem Haar zeichnete kein anderes Bild von ihm. Sein Gesicht war eine einzige bleiche Fratze. Die Augen darin wirkten übergroß, der Mund – nein, das Maul – stand weit offen, und an den

äußeren Rändern der oberen Zahnreihe blitzten die beiden Hauer.
Er ließ sich Zeit.
Wahrscheinlich war ich sein erstes Opfer. Er wollte mich genießen.
Durch den Fall war mein Kreuz verrutscht.
Ich lag jetzt mit dem Rücken auf dem silbernen Talisman.
Als er sich bückte, trat ich zu.
Beide Füße erwischten die Beine des Blutsaugers. Obwohl er keine Schmerzen spürte, erreichte ich, was ich erreichen wollte. Er geriet ins Taumeln und schwankte zurück.
Ich richtete mich auf.
Das wiederum nahm mir mein Rücken übel, denn eine erneute Schmerzwelle durchpulste ihn. Ich biss die Zähne zusammen und behielt die sitzende Haltung bei.
Der Blutsauger hatte sich wieder gefangen. Er kam geduckt auf mich zu, seine Arme pendelten rechts und links des Körpers.
Als er sich auf mich warf, hielt ich ihm mein Kreuz entgegen.
In diesem Augenblick erwischte ihn die Kraft, und mir kam es vor, als würde aus seiner Gestalt eine zweite werden.
Er schrie. Er konnte den Fall nicht mehr stoppen. Als verdrehtes, zuckendes Bündel geriet er mit dem Kreuz in Kontakt, und das läutete sein Ende ein.
Noch einmal wuchtete er sich vor.
Das Kreuz strahlte für einen Moment auf, als wollte es mir Licht geben. Wie in einer Momentaufnahme sah ich das zuckende Gesicht des Blutsaugers vor mir, bevor es wie ein Bild verschwand, das von kräftigen Fingern zerrissen worden war.
Schwer fiel er zu Boden.
Seine Füße lagen in meiner Nähe. Sie zuckten, als auch der letzte Rest seines verfluchten untoten Daseins den Körper verließ, und ich konnte aufatmen.
Das allerdings gestaltete sich als schwierig, denn mein Rücken brannte noch immer. Das Atmen fiel mir wegen der damit verbundenen Schmerzen auch schwer, sodass sich mein Gesicht verzerrte.
Nun sah ich auch, was mich getroffen hatte. Ein rostiges Eisenstück von der Länge eines Unterarms hatte mich außer Gefecht gesetzt.
Ich stand auf.
Ziemlich gekrümmt ging ich weiter. Von der Ladefläche holte ich mir meine Lampe. Der Vampir lag reglos am Boden. Er wirkte wie ein zusammengedrücktes Bündel. Ich leuchtete ihn an. Er lag so günstig, dass das Licht auf sein Gesicht fiel, den Hals und auf die Brust.
Dort hatte ihn das Kreuz erwischt, ihn getötet und dabei sein Zeichen in die Haut gebrannt. Ein schwarzes Mal in Kreuzform, an dessen Seiten noch die Fetzen der Kleidung klebten.

Ich hatte ihn erlöst!
Einer weniger, aber mindestens vier blieben noch. Ich wusste nicht, wie viele Menschen unterwegs von den Blutsaugern angegriffen worden waren. Platz genug war auf der Ladefläche vorhanden gewesen. Da konnte mir möglicherweise noch einiges bevorstehen.
Wo hielten sich die anderen versteckt? Mochte Petrila auf der Landkarte auch nicht mehr als ein Mückenschiss sein, mir kam der Ort auf einmal sehr groß vor, zu groß, denn Verstecke gab es viele.
Ich wusste auch nicht, ob die Vampire nach einem bestimmten Plan vorgingen. Das war möglich, verlassen wollte ich mich darauf nicht.
Jedenfalls würden sie in dieser Nacht Blut saugen. Möglicherweise auch unter dem Schutz eines Dracula II.
Je länger ich über ihn nachdachte, umso mehr verstärkte sich der Eindruck, dass er der Joker in diesem Spiel war und bald mit seiner blutigen Brautnacht beginnen würde.
Es war verabredet, dass ich zu Marek zurückkehrte. Er musste wissen, was passiert war. Deshalb machte ich mich auf den Weg zu ihm, auch noch darauf hoffend, die eine oder andere Blutsaugerin zu erwischen…

***

Die vier Untoten bildeten eine Reihe und gingen nebeneinander her.
Ihre Arme hatten sie zur Seite gestreckt, damit sich die Hände berühren konnten. Schon nach wenigen Schritten, als sie das dunkle Dorf vor sich liegen sahen, da kam es über sie.
»Die Menschen gehören uns…«
Die erste flüsterte den Satz.
Er wurde aufgenommen von der zweiten. »Die Menschen gehören uns. Wir holen uns ihr Blut…«
Die dritte lauschte der Stimme ihrer Artgenossin, bevor sie noch etwas hinzufügte. »Ihr Blut wird uns stärken. Wir werden zu einer neuen Macht werden…«
Dann sprach die vierte. »Wir sind seine Bräute. Ein Hoch auf die blutige Brautnacht.«
Und im Chor flüsterten sie rauh und erwartungsvoll den Namen ihres Herrn und Meisters.
»Wir alle warten auf dich, auf Dracula II…«
So gestärkt und voll in diesem Bewusstsein gingen sie weiter, um den Ort unter ihre Kontrolle zu bringen. Den Lichtschein mieden sie. Niemand sollte zu früh von der Invasion der Blutsauger erfahren…

***

Marek, Branco und Krishan hockten am Küchentisch zusammen und starrten dumpf vor sich hin. Der Pfähler hatte seine Waffe hervorgeholt, sie ihnen gezeigt und auch über sie gesprochen. Er hatte

ihnen erklärt, welche Erfolge er damit errungen hatte, aber er wollte sich dabei nicht selbst loben, sondern ihnen Mut machen.

Das war ihm nicht gelungen, denn Branco sagte: »Du hast es gut, verdammt. Du hast einen Eichenpfahl, aber was haben wir?«

»Ich werde euch bewaffnen.«

»Womit?«

»Moment.« Marek erhob sich und verließ den Raum. Die Tür ließ er offen, und die beiden am Tisch zurückgebliebenen Männer, deren Gesichter im Schein der tief hängenden Deckenleuchte gelblich aussahen, hörten ihn in dem anderen Raum herumwühlen.

Als er zurückkehrte, brachte er die Waffen mit. Stolz legte er sie auf den Tisch. »Selbst geschmiedet«, erklärte der Pfähler und deutete auf die Kreuze.

Sie waren so groß wie eine Hand, bestanden aus Eisen und waren versilbert. Neben ihnen lagen die beiden schlanken Eichenholzpfähle.

Krishan hob nur die Schultern. Er konnte mit diesen Dingen nicht so recht etwas anfangen, im Gegensatz zu Branco, der sich sofort erkundigte, ob die Kreuze auch geweiht waren.

»Dafür müsstest du mich kennen«, sagte Marek.

»Ich bitte um Entschuldigung.«

»Das brauchst du nicht. Es war eine gute Frage. Sie zeigte mir, dass du mitdenkst.«

Krishan schwieg. Er schwitzte. Nicht nur wegen der Wärme im Zimmer, auch vor Furcht. Immer wieder schaute er sich um, dann tastete er nach dem Kreuz und hob es an.

»Fühlst du dich jetzt besser?«

»Noch nicht.«

Marek lächelte. »Das wird sich ändern, glaube es mir. Wenn die Gefahr erst mal zu einer realen Bedrohung wird, denkst du anders darüber. Nimm auch den Eichenpflock.«

Beide griffen zu und wogen die Waffen in den Händen. Sie schauten sich die Spitzen genau an, prüften mit den Fingern nach und nickten kommentarlos.

»Sag jetzt nicht, dass nichts mehr schiefgehen kann!«, flüsterte Branco.

»Da werde ich mich hüten. Aber wenn die Brut einmal kommt, wissen wir, was wir zu tun haben. Ich weiß, dass es beim ersten Mal Überwindung kostet, ihnen den Pflock in die Brust zu rammen. Besonders in diesem Fall, da wir es mit Frauen zu tun haben, aber ich sage euch auch, dass ihr immer an euch und euer Leben denken müsst. Die Skrupel müsst ihr überwinden.«

»Wenn das so einfach wäre«, murmelte Krishan.

»Es muss einfach sein.« Marek nickte ihnen zu und ging auf das Fenster zu, um durch die Scheibe zu schauen.

Vor dem Haus war es finster. Da konnten sich die Gestalten durchaus bewegen, ohne entdeckt zu werden. Marek sah nicht mal Licht vom Nachbarn, alles lag in der tintigen Finsternis, und er musste an John Sinclair denken, denn er fragte sich, was er wohl tat. John würde durch den Ort gehen, das hatte er gesagt, und er wollte es mit offenen Augen tun.

Marek atmete tief durch.

Er hatte die Blutsauger noch nicht zu Gesicht gekriegt, doch er ahnte, dass sie Petrila bereits erreicht hatten. Er kannte sich aus, er war ein Mensch, der im Laufe der Jahre ein gewisses Gespür für Gefahren entwickelt hatte. Das alles kam ihm in den Sinn, als er seinen Atem gegen die Scheibe blies und verfolgte, wie sie beschlug.

Hinter ihm unterhielten sich Krishan und Branco flüsternd. Sie waren noch nicht davon überzeugt, dass er es schaffen würde, und auch der Besitz der Waffen hatte ihre Angst nicht vertreiben können.

Der Pfähler drehte sich wieder um. Er schaute auf seine beiden »Helfer«, und Krishan schüttelte den Kopf, als er Mareks Blick auf sich gerichtet sah.

»Was ist denn?«

»Verdammt, wir packen es nicht. Wir… wir sind keine Helden, verflucht! Die Brut wird uns überfallen, und wir haben beschlossen …«, er stockte, weil ihm die passenden Worte fehlten.

»Was habt ihr beschlossen?« Marek stellte die Frage mit scharfer Stimme.

»Sag du es, Branco.«

»Unsinn. Ich bin nicht so dafür. Ich…«

»Los, raus mit der Sprache!«, forderte der Pfähler sie auf.

Krishan nickte schließlich. »Gut, gut.« Er wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. »Ich möchte«, stotterte er, »das heißt, wir möchten, dass du… also …«

»Hör auf!«, fuhr ihm Branco Uljaki in die Parade. »Wir wollen weg. Wir wollen nicht mehr in Petrila bleiben. Es ist uns hier zu gefährlich. Wir fühlen uns auch nicht sicher, obwohl du uns die Kreuze und auch die Pflöcke gegeben hast.«

Marek holte tief Luft. Das fehlte ihm noch, dass ihm die Typen in den Rücken fielen. Er schluckte nur mühsam einen Fluch und wollte dann wissen, was sie zu dem Entschluss gebracht hatte.

Niemand traute sich so recht, ihm eine Antwort zu geben. Schließlich sprang Branco in die Bresche. »Krishan will nicht mehr. Er… er fühlte sich nicht sicher.«

Zur Bestätigung nickte der andere.

Marek nickte ebenfalls, allerdings in Brancos Richtung. »Gut. Aber was ist mit dir?«

»Ich«, Branco hob die Schultern, »bin mir noch nicht schlüssig,

ehrlich gesagt.«

Krischan lachte scharf und laut auf. »Wieso nicht schlüssig?«, keuchte er.

»Vorhin warst du anderer Meinung. Kippst du jetzt wieder um, verdammt noch mal?«

Branco schaute Marek Hilfe suchend an. »Irgendwie fühlen wir uns nicht mehr sicher.«

Der Pfähler lächelte verbissen. Er deutete mit dem abgespreizten Daumen gegen die Scheibe. »Aber dort seid ihr sicher – oder?« Er beugte sich vor und stützte sich auf dem Tisch ab. »Verdammt noch mal, was seid ihr für Idioten! Hier schützen euch Mauern. Draußen aber liegt die Dunkelheit, und dort lauern die Vampire möglicherweise. Mindestens vier Blutsauger. Wenn ihr denen in die Krallen lauft, was denkt ihr, was sie mit euch anstellen werden? Sie werden euch nicht töten, nein, sie hacken nur ihre verdammt scharfen Zähne in eure Hälse und fangen an, euch das Blut auszusaugen. Ihr werdet sterben und wieder zum Leben erwachen.« Er schlug mit der Faust auf den Tisch. »Aber welch ein Leben ist das? Ein grausames, ein furchtbares, ein Leben, das diesen Namen nicht verdient. Ihr werdet vernichtet sein, ohne dass ihr es merkt. Ihr werdet als taube Gestalten umherirren, das Licht des Mondes suchen und den Schutz der Nacht. Ihr werdet nach den Menschen und deren Blut gieren. Ihr werdet es mit Begeisterung schlürfen. Was euch jetzt noch abstößt, zu recht abstößt, wird euch sehr bald ein großes Vergnügen bereiten. Das habt ihr alles mitbekommen? Und ich hoffe, dass ihr es euch hinter die Ohren schreibt.«

Marek holte tief Luft. Das musste er tun, um sich wieder zu beruhigen. Er konnte die beiden nicht verstehen, die nun wie zwei Häufchen Elend am Tisch saßen und ihre starren Blicke auf die klobige Platte gerichtet hielten.

»Wollt ihr verschwinden?«, fragte Marek. »Ich will, verdammt noch mal, eine Antwort haben!«

Krishan sagte nichts.

Branco hob die Schultern. »Eigentlich nein«, murmelte er und malte dabei Kreise auf den Tisch, mehr eine Geste der Verlegenheit. »Ich bin… also, ich weiß, dass ich ihn nicht im Stich lassen darf. Das … das wirst du doch verstehen. Wir sind durch die Hölle gegangen, und ich kann ihn nicht allein lassen.«

»Das begreife ich.«

»Kannst du denn für unsere Sicherheit garantieren?«, fragte er.

»Im Prinzip ja und eigentlich nein.« Marek schüttelte den Kopf.

»Das verstehe, wer will«, brummte Krishan. »Ich jedenfalls packe es nicht.«

Branco Uljaki hob die Schultern. Er wand sich wie ein Wurm. »Ich

kann es dir auch nicht so recht sagen. Es ist einfach über uns gekommen. Wir fühlen uns hier wie auf einer Insel, die von allen Seiten belagert ist. Dabei ist der Abend eben erst angebrochen. Ich weiß ja nicht, wie es noch in der Nacht wird.« Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Verdammt, ich weiß gar nichts mehr.«

Der Pfähler schaute auf die beiden verunsicherten Männer. Er konnte gut nachvollziehen, was in ihnen vorging. An ihrer Stelle wäre es ihm möglicherweise ebenso ergangen, aber das wollte er dahingestellt sein lassen. Um Frantiseks Lippen huschte ein Lächeln, als ihm die Lösung einfiel. Es war ein Rezept, ein altes Hausmittel, das Streit schlichten und Freundschaften wieder zusammenkleben konnte.

Aus dem Schrank holte er die große Flasche mit der wasserhellen Flüssigkeit. Die Gläser brachte er gleich mit und deponierte alles in die Mitte des Tisches.

»Das ist die Lösung!«, sagte er.

Die beiden Männer schauten ihn entgeistert an. »Sollen wir… sollen wir einen trinken?«, fragte Krishan. Er nahm gern einen Schluck und leckte sich bereits die Lippen.

»Wenn du nicht willst, kannst du es auch bleiben lassen. Aber mein Selbstgebrannter hat viele Probleme aus der Welt geschafft.«

»Der ist wie ein Hammer, oder?«

»Ein doppelter.«

Sie waren einverstanden, und Marek schenkte die Gläser der beiden bis zur Hälfte voll. Sein eigenes füllte er nur fingerbreit, was nicht auffiel.

»Na denn«, sagte er und hob sein Glas an. »Auf dass wir die Furcht vor den Blutsaugern aus unseren Herzen herausbrennen.«

Der Spruch war rauh und herzlich. Er passte in das Land, in dem sie lebten. Hier machte man sich nichts vor.

Sie kippte den Schnaps weg.

Marek war ihn gewohnt, die beiden anderen nicht. Und die erlebten ihr blaues Wunder. Beide rissen die Münder auf und schnappten verzweifelt nach Luft. Branco Uljaki lief knallrot an, während Krishan den Wunsch hatte, gurgeln zu wollen, jedenfalls hörten sich die Geräusche so an, die aus seinem Mund drangen. Als Frantisek Marek sein Glas wieder abstellte, musste er lächeln, und er nickte auch zufrieden, weil er wusste, dass seine Gäste jetzt andere Probleme hatten.

»Noch einen?«, fragte er. »Ihr wisst doch, auf einem Bein kann man nicht stehen.«

Die beiden schwiegen. Sie atmeten, sie röchelten dabei, sie schüttelten die Köpfe, und Marek musste wieder lächeln. »Was ist mit euch? Ihr seid nichts gewohnt.«

»N-n-nein…«, hauchte Branco Uljaki und hatte dabei das Gefühl, es

würden Flammen aus seinem Mund schlagen und alles in Brand setzen.

Krishan saß nur da und schüttelte den Kopf. Er konnte nicht einmal hauchen.

Der Pfähler war zufrieden. Er nickte und schaute die beiden der Reihe nach an. »So«, sagte er, »noch mal von vorn. Was habt ihr da noch besprochen…?«

Er bekam keine Antwort. Dafür drehte Uljaki den Kopf und starrte gegen die Fensterscheibe. Er bekam dabei nicht nur eine Gänsehaut, sondern auch das große Zittern.

»Was ist denn?«, fragte Marek.

»Da… da … war jemand.«

»Am Fenster?«

Branco nickte. »Ja, genau da. Ich habe ein Gesicht gesehen, ein richtiges Gesicht.«

Marek floss ein Schauer über den Rücken. Seine Hand legte er auf seinen im Gürtel steckenden Pfahl. Er zog ihn noch nicht hervor, sondern näherte sich mit langen Schritten der Eingangstür, um sich dort im toten Winkel aufzubauen.

Es klopfte…

Vampire klopfen nicht, dachte Marek und rief deshalb: »Kommen Sie rein!«

Die Tür wurde aufgestoßen. Ein Mann schob sich in das Zimmer, und Marek entspannte sich, denn er hatte seinen Freund John Sinclair erkannt…

***

Ich drückte die Tür hinter mir zu und atmete zunächst einmal tief durch. Das war geschafft. Einen Schritt ging ich in den Raum hinein und nahm sofort den bestimmten Geruch wahr, der nur von Mareks Schnaps stammen konnte. Die Flasche und die leeren Gläser auf dem Tisch gaben mir dann die Bestätigung.

Marek hatte bei meinem Eintritt gelächelt. Als er mein ernstes Gesicht sah, zerfaserte sein Lächeln, und er fragte mich sofort: »Du hast sie gesehen, John?«

Ich nickte.

»Komm, setz dich.« Er führte mich an den Tisch, wo ich mich niederließ und zusammenzuckte, als ich mit meinem Kreuz gegen die Rückenlehne stieß. Marek wollte wissen, ob ich verletzt war, ich winkte nur ab und sagte einen folgenschweren Satz: »Sie sind im Ort. Sie haben es geschafft, nach Petrila zu kommen.«

Stille, die im ersten Moment eintrat. Niemand wollte etwas sagen.

Jeder hing seinen Gedanken nach.

»Und weiter?«, fragte Marek.

»Sind nur noch vier.«

Er wusste sofort Bescheid. »Dann hast du eine von ihnen ausschalten können?«

»Nein, nicht sie, sondern einen. Es war dieser Peter!«

Den Namen hatte auch Uljaki verstanden. Er schoss von seinem Stuhl hoch und sprach mich und auch Marek an. »Was ist mit Peter? Was ist geschehen? Ist er ein…?«

Marek drückte ihn auf den Stuhl zurück. »Ja, er ist zu einem Vampir geworden. Da seht ihr mal, was geschehen kann, wenn man sich keine Sicherheit gönnt.« Er hatte zu ihnen gesprochen wie ein Vater zu seinen Söhnen. Beide schwiegen. Sie waren einfach zu überrascht und auch zu nachdenklich, um einen Kommentar abzugeben. Überhaupt hatte ich den Eindruck, dass hier nicht alles so abgelaufen war, wie es hätte ablaufen sollen. Zwischen den drei Männern hatte sich so etwas wie ein Spannungsfeld aufgebaut.

Von Marek wollte ich wissen, was geschehen war. Er setzte sich auf die Tischkante. »Die beiden wollten nicht mehr mitspielen und einfach aus Petrila verschwinden.«

Ich sah die Männer an, die ihre Köpfe gesenkt hatten. Sie spürten beide die Furcht, das konnten sie einfach nicht verbergen, und der Uniformierte rieb nervös seine Hände gegeneinander.

Marek gab mir einen Bericht. Er klärte mich auch über die Funktion seiner Schützlinge auf. Ich erfuhr von Brancos Flucht, wie er sich zusammen mit Krishan durchgeschlagen hatte, ohne allerdings ein zweites Mal auf eine Blutsaugerin getroffen zu sein. Eine Begegnung hatte den beiden Männern gereicht.

»Sie sind also im Wald gewesen. Sie haben den Wagen überfallen, kamen in den Ort, und jetzt treiben sie sich hier in Petrila herum«, fasste ich zusammen.

»Wobei du einen erledigt hast.«

»Zu wenig, Marek.«

Er grinste. »Die Nacht ist ja noch lang, keine Sorge. Wir müssen uns auf den Weg machen und die vier Frauen suchen.« Bei den letzten Worten war seine Stimme leiser geworden. Er schluckte auch, atmete scharf ein und hatte Mühe weiterzusprechen. »Weißt du, John, sie haben ja für einige Zeit hier gelebt. Wenn ich daran denke, dass ich sie töten muss, wenn ich ihnen gegenüberstehe, geht mir das schon sehr nahe. Da muss ich über den eigenen Schatten springen. Im Laufe der Zeit sind sie mir auch irgendwie vertraut geworden. Ich kann mir noch immer nicht vorstellen, sie als Blutsauger zu sehen.«

»Das kann ich verstehen. Nur fällt mir keine andere Lösung ein. Allerdings ist mir auch ein seltsamer Gedanke gekommen, als ich auf dem Weg zu dir war.«

Er schaute hoch. »Ja? Welcher denn?«

»Sind diese vier Monstren nur nach Petrila gekommen, um das Blut der Menschen zu trinken?«

Marek wunderte sich. »Weshalb denn sonst? Tut mir Leid, ich kann deinem Gedankengang nicht folgen.«

»Ist auch nicht schlimm. Ich nenne ihn selbst verrückt. Aber lass mich weitererzählen. Ich gehe davon aus, dass sich Dracula II an die vier Frauen herangemacht hat. Er kidnappte sie, er hat sie angefallen, er hat sie zu Vampiren gemacht. Er hat sie nicht mitgenommen, sondern sie jetzt wieder nach Petrila zurückgeschickt. Warum tat er das? Einfach nur so, weil es ihm Spaß machte, oder verfolgte er damit einen bestimmten Plan? Hat Mallmann etwas mit Petrila vor? Will er diese Stadt zu seinem Stützpunkt machen? Will er hier Akzente setzen?«

»Für was, John?«

»Das ist die Frage.«

Marek konnte mir nicht zustimmen. Er lehnte meine These allerdings auch nicht ab. Dafür hob er die Schultern. Ein Zeichen, dass er keine Meinung hatte.

»Ein Plan, Frantisek«, sagte ich.

»Welcher?«

Ich blieb auch weiterhin nicht konkret. »Ein Plan, den unser Freund Mallmann gestrickt hat.«

Der Pfähler rutschte von der Tischkante und lief im Raum auf und ab, verfolgt von unseren Blicken. »Keiner hat ihn in der letzten Zeit hier gesehen, John. Er hielt sich immer zurück. Er war derjenige, der aus dem Hintergrund heraus agierte. Er…«

»Es ist nicht sicher, Frantisek. Ich habe eben nur laut gedacht.«

»Oder von deinem Gefühl gesprochen«, orakelte der Pfähler. Er lächelte, als er sich übers Haar strich.

»Wir können hier reden, was wir wollen, wir werden immer wieder auf den einen Punkt treffen. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als dieses Haus hier zu verlassen und tatsächlich wie zwei Marshals den Weg durch den Ort zu nehmen. Was immer auch passieren wird, wir müssen uns innerhalb kürzester Zeit darauf einstellen. Und die beiden lassen wir hier bei dir.«

»Die können sich auch verteidigen, sollte es zu einem Überfall kommen. Ich habe ihnen Kreuze und auch Pfähle gegeben.« Marek sprach mit den Männern. Er redete ihnen ins Gewissen, und er machte ihnen noch einmal klar, dass sie hinter diesen Wänden relativ sicher waren. Der Pfähler hörte allerdings auf zu reden, als er die dumpfen Schläge hörte, die als Echos durch den Raum hallten.

Da stand jemand vor der Tür!

Sofort nahm Marek eine gespannte Haltung an. Mit einer Hand berührte er seinen Pfahl, bereit, die Waffe sofort zu ziehen, doch ich

sah die Lage nicht als so schlimm an.

Wenn jemand klopfte, dann wollte er sich nicht wie ein Dieb in das Haus schleichen.

»Geh hin!«

Marek öffnete die Tür. Der Besuch taumelte über die Schwelle. Er war noch jung und rang nach Atem.

Marek schloss die Tür rasch wieder und schaute ihn an. »Was ist, Katec? Was hast du?«

Der Besucher sagte nichts. Er rang nach Atem, die Folge eines schnellen Laufs. Sein Blick zeigte etwas von der Angst, die in ihm steckte. Ich rechnete damit, dass er die eine oder andere Blutsaugerin gesehen hatte.

Marek packte ihn am Kragen seiner Jacke, drehte ihn herum und drückte ihn auf einen Stuhl. »Rede!«

Ich konnte nicht verstehen, was der Bote keuchend und unter schweren Atemstößen berichtete. Jedenfalls war es keine gute Nachricht, denn auch Mareks Gesicht verdüsterte sich, und die beiden anderen Männer lauschten ebenfalls gebannt.

Schließlich verstummte er, senkte den Kopf und starrte zu Boden.

Noch immer kriegte er nur schwer Luft.

Marek drehte sich mir zu. Sein Gesicht hatte einen nachdenklichen Ausdruck angenommen. Er sah aus wie jemand, der eine Nachricht erhalten hatte, die er nicht begriff. »John«, sagte er leise, »ich denke, wir sollten uns etwas anderes einfallen lassen.«

»Wieso?«

»Denk mal an deinen Plan. Oder an deine Vermutung. Hast du nicht davon gesprochen, dass wir… nein, dass die vier Blutsaugerinnen etwas anderes vorhaben können, als nur durch den Ort zu laufen und die Menschen anzufallen?«

»So ähnlich – ja.«

»Sie sind dabei, etwas aufzubauen«, flüsterte er. »Praktisch in der Mitte von Petrila, auf dem Dorfplatz, wo auch das Gasthaus liegt. Da schleppen sie etwas an.«

»Was denn?«

Marek hob die Schultern. »Wenn ich das genau wüsste. Aber Katec meinte, dass es ein Altar werden könnte.«

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. »Was bitte?«

»Ja, ein Altar.«

Ich starrte gegen das Fenster, ohne dort allerdings etwas wahrzunehmen. Mit der rechten Hand strich ich durch mein Haar, schüttelte den Kopf und konnte es nicht fassen.

Wofür sollte hier ein Altar aufgebaut werden? Okay, ein Altar ist eine Opferstätte, wenn man es genau nimmt. Und möglicherweise würde Mallmann hier erscheinen und sich seine menschliche Beute

zurechtlegen. Ich schluckte. Das wäre ein Hammer gewesen, aber nicht von der Hand zu weisen, denn Mallmanns vier Helferinnen stellten eine große Gefahr und auch eine große Macht dar.

»Was sagst du, John?«

»Ich denke, wir sollten uns den Altar mal aus der Nähe anschauen.«

Der Pfähler war einverstanden. Er schaute grimmig drein. »Denkst du auch an Mallmann?«

»Ich hoffe, dass er hier erscheint.«

»Dann werden wir ihn besiegen?« Ich überhörte die Skepsis in seiner Frage und sagte nur: »Ja, wir vernichten ihn…«

***

Kurz vor Einbruch der Dämmerung hatten die letzten Gäste das Wirtshaus so schnell verlassen, dass es aussah, als hätten sie sich abgesprochen. Es war nie viel über die neue Gefahr geredet worden, keiner traute sich so recht, aber jeder wusste, dass sie existierte, wie auch immer. Und niemand wollte sich ihr in den Weg stellen.

Der Wirt schloss seine Tür ab, während die Frau aufräumte und Gläser spülte. »Wann werden sie kommen? Was meinst du?«

»Ich weiß es nicht, Jana.«

Sie spülte weiter und merkte kaum, dass Tränen aus ihren Augen liefen. Die Frau drehte den Kopf und warf einen Blick auf das Kreuz, das durch den Tränenschleier verschwommen aussah. Es war ihre große Hoffnung, aber sie würden noch mehr tun, das hatte sie mit ihrem Mann Stephan abgesprochen. In den letzten Nächten waren sie es noch einmal durchgegangen. Sie hatten immer noch gehofft, dass es nicht zum Äußersten kommen würde, doch an diesem Abend war alles anders. Da hatte sich eine böse Atmosphäre in das Dorf hineingeschlichen wie ein langer Giftfinger, der vor keinem Menschen Halt machte. Er wühlte sich in dessen Psyche hinein und sorgte für den Zustand der Furcht.

Etwas Kaltes floss über ihren Rücken. Es war ein Schweißtropfen, der vom Nacken her nach unten rann. Sie verfolgte den Weg ihres Mannes, der an jedes Fenster der Gaststätte trat und hinausschaute.

»Siehst du was?«

»Nicht viel. Der Nebel kommt.«

»Ist er sehr dicht?«

Stephan hob die Schultern. »Nein, noch nicht, aber das kann sich schnell ändern.«

Jana räusperte sich. »Gut, wenn sich das ändern kann, müssten wir hier noch schneller arbeiten.«

Er drehte sich um und lächelte. »Keine Sorge, ich werde schon die Stauden holen.«

»Ja, bitte.«

Der Wirt verließ seinen Platz an den Fenstern und ging durch die schmale Tür hinter der Theke, die zu einem Raum führte, wo er alles mögliche aufbewahrte. In der Hauptsache allerdings Getränke. Die Flaschen standen in zahlreichen Kästen, und diese wiederum stapelten sich hoch bis an die Decke.

Gegenüber, wo auch ein lukenartiges Fenster die Glätte der Wand unterbrach, stand eine Kiste. Er ging hin, hob den Deckel ab, und schon schwebte ihm ein Geruch entgegen, an dem viele Menschen verzweifeln konnten.

Knoblauch!

Der Wirt aber lächelte, denn er liebte die Stauden. Nicht dass er den Geruch besonders mochte, aber diese Stauden machten schon ihren Sinn, wenn es darum ging, Blutsauger abzuwehren.

Mit beiden Händen hob er die ersten aus der Kiste und fasste sie an wie eine große Kette, die er tatsächlich um seinen Hals hängte.

Mit den anderen drei Stauden geschah das gleiche, und der intensive Geruch raubte ihm beinahe den Atem.

So dekoriert ging er wieder zurück in die Gaststätte, wo seine Frau auf ihn wartete. Sie hatte mittlerweile die schmutzigen Gläser gespült und die wieder in die Regale geräumt. Ein wenig verzog Jana schon die Lippen, als ihr Mann die Gaststätte durchquerte und zur Tür ging.

»Wo willst du denn hin, Stephan?«

Er drehte sich um. »Ich muss sie doch aufhängen.«

»Aber…«

»Und zwar draußen, meine Liebe. So war es abgemacht. So machen es auch die anderen. Wir wollen die Vampirbrut fernhalten, zum Teufel!« Er zerrte die Tür auf. »Für jedes Fenster eine Staude.«

Jana nickte nur. Sie glaubte allerdings nicht daran, dass es besonders half, denn die Blutsauger waren schlau. Sie brauchten ja nicht die Fenster einzuschlagen, um in die Häuser zu gelangen. Sie konnten auch auf das Dach klettern und von dort in das Haus eindringen. So war der Knoblauchschutz nur bedingt wirksam.

Beide – Jana und auch Stephan – hatten schon überlegt, ob sie nicht lieber verschwinden sollten, einfach weggehen aus Petrila, dorthin, wo es keinen Ärger gab, wo sie in Ruhe leben konnten und sich nicht vor Blutsaugern in Acht zu nehmen brauchten. Andererseits hingen sie an diesem Ort, an dem Tal, das im Sommer so wunderschön sein konnte, und man durfte ja nicht immer nur weglaufen. Irgendwo mussten die Menschen mal sesshaft werden und so etwas wie eine Heimat finden.

Inzwischen war Stephan nach draußen gegangen. Er schaute über den Platz vor seiner Gaststätte. Er wirkte wie leer gefegt. Nicht einmal Vögel hüpften auf dem Boden herum, um nach Nahrung zu suchen. Der Himmel lag grau und tief über ihm. Die sanften Schleier der Dämmerung schienen sich aus den Wolkenbergen zu lösen und Petrila

zu umfangen. Er blickte zu den Bergen hinüber, die als dunkle und wuchtige Wächter das Tal umstanden und in die Tiefe schauten. Weit oben schimmerten sie weiß. Da hatte der Winter bereits seinen ersten Gruß hinterlassen.

Von den Bergen wehte auch der kalte Herbstwind. Er strich gegen das Gesicht des Mannes wie eine Hand. Weiter vorn liefen zwei Frauen über die Straße, auch sie hatten sich mit Knoblauchstauden bewaffnet, um sie vor die Fenster zu hängen.

Das erinnerte Stephan wieder an seine eigene Arbeit. Vorsorge hatte er bereits getroffen und an den entsprechenden Stellen Haken in das Mauerwerk hineingeschlagen, damit die Stauden den nötigen Halt bekamen und auch nicht vom ersten Windstoß weggeweht werden konnten.

Er nahm sich das erste Fenster vor. Wie Gardinen hängte er die Stauden auf. Sie erinnerten ihn an Zöpfe.

Auch das zweite Fenster dekorierte er so, dann das dritte, und er war zufrieden, aber nicht beruhigt, denn die Gefahr des Vampir-Überfalls bestand nach wie vor.

Er schaute in den Dunst.

Träge waberten die Schleier über den Platz. Sie bekamen immer wieder Nachschub, nur war nicht zu sehen, wo die Schleier entstanden. Sie krochen von überall her, und es wurde immer kühler. Eine kalte Nacht stand den Menschen bevor, die Temperaturen würden den Gefrierpunkt erreichen und möglicherweise noch darunter sinken.

Er ging wieder zurück zu seiner Frau, die schon auf ihn gewartet hatte. »Ist alles in Ordnung?«, fragte sie.

»Ja, du brauchst keine Angst zu haben. Wir sind gesichert.«

Jana schaute ihren Mann schräg von der Seite her an. »Gesichert? Das kann ich nicht glauben.«

»Natürlich gibt es Schwachpunkte, aber wie willst du sie ausmerzen?« Stephan schaute auf das Kreuz, als könnte es ihm eine Antwort auf seine Fragen geben.

Jana hob die Schultern. »Ich weiß es auch nicht. Wir können nur beten, glaube ich.«

»Und warten.«

»Die Nacht über?«

»Bestimmt.«

Jana senkte den Kopf. Wie eine Betende hatte sie ihre Hände in den Schoß gelegt. »Weißt du, was mich daran so stört?«

»Nein.«

»Dass wir hier so schrecklich allein sind, Stephan. Ich weiß ja, dass wir warten müssen, doch das macht mir Angst. Wenn etwas passieren sollte, haben wir keinen, den wir um Hilfe anflehen können.«

»Stimmt.«

»Kommen wir gegen sie an?«

Stephan hob die Schultern und holte sich einen Stuhl heran, um darauf Platz zu nehmen. Er saß seiner Frau direkt gegenüber, und beide fühlten sich nicht wohl in ihrer Haut. »Ich weiß ja nicht, wie viele Blutsauger es sind, ich weiß nicht mal, ob sie überhaupt kommen, bisher haben wir keinen zu Gesicht bekommen…«

»Aber Marek hat gesagt…«

Stephan winkte ab. »Ich weiß nicht, was Marek alles gesagt hat. Doch Beweise hat er auch nicht. Oder hat er dir einen dieser Blutsauger gezeigt?«

»Nein.«

»Eben.«

Jane schaute gegen das Kreuz. Sie lächelte dabei. »Da müssen wir uns eben auf gewisse Erfahrungen verlassen, denke ich. Alles andere können wir vergessen.«

»Stimmt.« Er tätschelte ihre Wange. »Weißt du, Jana, was ich besonders toll an dir finde?«

Sie wurde vor Verlegenheit rot. »Nein, das weiß ich nicht. Wundere mich aber über deine Worte. Die kommen ja schon einer Liebeserklärung gleich. Und das nach vielen Jahren Ehe.«

»Sie sind auch indirekt eine.«

»Dann raus damit!«

»Dass du so sicher bist…«

Ihre Brauen hoben sich, und sie schüttelte den Kopf. »Wie meinst du das denn?«

»Ich weiß es selbst nicht genau. Andere Frauen würden vor Angst schreien und hier großen Terror machen, aber das ist bei dir nicht der Fall. Du bist so ruhig, du bist gefasst. Du bist so unwahrscheinlich stark, und das gibt auch mir die nötige Sicherheit oder die Gewissheit, dass wir es gemeinsam schaffen können.«

»Danke.« Jana lächelte verlegen. Sie knetete die Hand ihres Mannes, schluckte dabei und dachte daran, dass sie so stark gar nicht war. Sie gehörte zu den Frauen, die nicht vom Leben verwöhnt worden waren. Immer wieder hatte sie sich den Tatsachen stellen müssen, und sie waren kaum einfach und leicht gewesen. Da musste man sich schon seine eigene Philosophie zurechtlegen, um dem Dasein Paroli bieten zu können. Nur so kam man durch.

Jane wollte darüber auch nicht mehr sprechen und schnitt ein anderes Thema an. »Wann, denkst du, dass sie hier erscheinen werden? Ich meine, hier in Petrila.«

»Wer kann das wissen? Was wissen wir überhaupt von diesen Blutsaugern?«

»Eigentlich genug. Oder mehr als andere.«

»Stimmt. Sie sind Geschöpfe der Nacht. Bald ist es stockdunkel. Ich werde auch hier das Licht löschen, wir bleiben im Dunkeln sitzen und warten, bis sich etwas tut.«

»Bis Mitternacht?«

»Wie kommst du darauf?«

»Vampire lieben die Tageswende.«

»Das stimmt.« Stephan sprach trotzdem dagegen. »Allerdings glaube ich nicht, dass sie sich so lange Zeit lassen werden. Die kommen früher, darauf kannst du dich verlassen. Schließlich wollen sie den Ort für sich einnehmen.«

»Ja, das ist möglich.«

Der Wirt stand auf. Er spürte ein Ziehen in seinen Knochen. Das kehrte immer wieder zurück, wenn ein Wetterumschwung dicht bevorstand. Er ging durch die Stille der Gaststätte, hörte nur seine eigenen Schritte und das Atmen seiner Frau. Neben dem Lichtschalter blieb er stehen und warf Jana noch einen Blick zu. »Ich werde das Licht löschen – einverstanden?«

Sie nickte etwas verkrampft.

Zwei Finger drehten den schwarzen Schalter herum, und im Raum wurde es finster. Im ersten Augenblick erschraken beide, weil es eben so dunkel geworden war, doch ihre Augen gewöhnten sich allmählich an die diffusen Lichtverhältnisse, sodass die Umrisse der Fenster ebenso gut auszumachen waren wie die des Kreuzes an der Wand. Es zeichnete sich dort als Schatten oder Kontur der Hoffnung ab.

Stephan ging nicht an seinen Platz zurück. Er blieb stattdessen vor einem Fenster stehen, duckte sich leicht und schaute nach draußen auf den Platz.

Jana sah seinen Rücken. Sie schaute ihren Mann weiterhin an, ohne ihn allerdings bewusst wahrzunehmen, weil sich ihre Gedanken bereits auf Wanderschaft begeben hatten. Sie dachte an vieles, in ihrem Kopf entstand ein regelrechtes Durcheinander, doch ihr fiel trotzdem auf, wie sich die Haltung des Wirtes veränderte. Stephan versteifte förmlich, und das musste seinen Grund haben.

»Was ist denn los?«, flüsterte sie.

Der Wirt drückte sich hoch, drehte sich sehr langsam um. Seine Bewegungen wirkten mechanisch und so außergewöhnlich, dass Jana mittlerweile Angst bekam.

Dann stöhnte er auf, wischte über seine Augen und ging einen Schritt in den Raum hinein, bevor er stehen blieb und Jana eine Antwort gab. »Sie sie sind da«, flüsterte er. »Verdammt, sie sind da. Und sie sind nicht nur in Petrila, sie haben sich ein bestimmtes Ziel ausgesucht. Ich habe sie gesehen. Hier, Jana, hier auf dem Platz…«

***

Die Frau hatte die Worte gehört, doch sie war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Sie musste sie erst verdauen, und sie kam sich vor, als wäre ihr gesamter Rücken in Eiswasser getaucht worden.

Schauer der Angst flossen darüber hinweg.

»Du sagst nichts?«, flüsterte er.

Jana schwieg, senkte den Blick, schüttelte den Kopf und hörte, wie ihr Mann auf sie zukam. Neben ihr blieb er stehen. Der Druck seiner Hand auf ihrem Haar war für einen Moment beruhigend, dann aber dachte sie wieder an seine Worte, und ein heftiges Zittern überkam sie. »Was haben… haben sie getan?«

»Ich sah sie über den Platz gehen.«

»Und?«

»Mehr nicht.«

»Sie wollten nicht zu uns?«

Der Wirt konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. »Nein, das glaube ich nicht. Sie können gar nicht. Die Stauden werden sie abhalten. Wir sind sicher.« Er glaubte nicht so recht an seine Worte, aber er wollte Jana nicht noch mehr verunsichern.

»Gingen die denn weiter?«

»Keine Ahnung.«

Jana schluckte. »Wie sahen sie aus? Sind es Fremde gewesen, oder trifft unsere Vermutung zu?«

»Sie trifft zu«, flüsterte er. »Es sind keine Fremden gewesen. Es waren die vier Frauen, die bei Marek lebten.«

»O Gott.« Jana atmete tief durch. »Das… das kann doch nicht wahr sein. Die vier Mädchen oder jungen Frauen, die hier gelebt haben … wir kennen sie doch. Wir haben uns mit ihnen unterhalten. Sie waren in Ordnung, sie haben viel gelernt, obwohl sie aus der Fremde stammten. Jetzt sollen sie plötzlich…«

»Es ist leider eine Tatsache, Jana, vor der wir unsere Augen nicht verschließen können.«

»Und was ist mit Marek und seinem Freund aus England? Die sollten doch Bescheid wissen…«

»Richtig.« Stephan nickte. »Ich nehme auch an, dass man sie bereits informiert hat. Darüber sollten wir uns den Kopf nicht zerbrechen, finde ich. Wichtig sind wir, Jana.«

»Und die Blutsaugerinnen.«

»Ja, auch die.«

Jana hatte plötzlich einen Entschluss gefasst, der auch ihren Mann überraschte. »Ich will sie sehen. Jetzt und sofort!«

Stephan trat einen Schritt zurück. »Bitte, das ist zu gefährlich, glaube mir.«

»Warum?« Sie erhob sich. »Du hast doch auch am Fenster gestanden. Keine Sorge, ich werde die Gaststätte schon nicht verlassen, aber ich

muss schließlich herausfinden…«

»Nein, du musst gar nichts. Es sind die bösen Frauen, das kannst du mir glauben.«

»Lass mich sie sehen.«

Der Wirt wunderte sich über das energische Auftreten seiner Frau.

Sie hatte ihre Angst über Bord geworfen. Die unheimlichen Vorgänge hatten in ihrem Innern eine zweite Saite zum Klingen gebracht, und ihr Mann konnte nur die Schultern heben. Er wusste genau, dass es keinen Sinn hatte, wenn er sich jetzt dagegenstellte, Jana hatte ihren eigenen Kopf, und den setzte sie auch durch.

Sie ging auf das Fenster zu. In der Dunkelheit sah es aus, als würde ein Schatten durch den Raum wandern.

Einen Schritt vor dem Fenster blieb sie stehen, schaute durch die Scheibe, schüttelte aber den Kopf, weil sie nichts oder kaum etwas erkennen konnte. »Der Dunst ist zu dicht«, sprach sie über die Schulter zurück. »Ich kann da kaum etwas…«

»Siehst du die Gestalten?«

»Moment mal.« Jana trat dicht an die Scheibe heran. Dabei stellte sie fest, dass der Nebel doch nicht so dicht geworden war. Es gab noch immer Lücken, und genau durch sie wanderten zwei Gestalten wie unheimliche Gespenster.

Jana hielt den Atem an.

Im ersten Moment wünschte sie sich weit weg, dann sah sie ein, dass dies Unsinn war und konzentrierte sich auf die beiden Gestalten. Stephan war dicht hinter seine Frau getreten, sein warmer Atem floss über ihren Nacken.

»Da sind sie!«, flüsterte er.

Jana nickte. »Frauen – nein, Mädchen«, korrigierte sie sich. »Ich kenne sie.«

»Trotzdem sind sie verändert.«

»Stimmt.«

Die beiden schwiegen und schauten zu, was draußen geschah. Sie wussten selbst nicht, ob sie sich fürchten sollten oder ob sie einer gewissen Faszination erlegen waren, denn dieses Schauspiel dort draußen hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit einer makabren Theateraufführung. Die Gestalten bewegten sich wie nach den Plänen und Vorstellungen eines Regisseurs. Das in der Nähe stehende Haus war für sie völlig uninteressant geworden, denn sie waren mit einer Arbeit beschäftigt.

Nicht nur die beiden, die den Wirtsleuten zuerst aufgefallen waren, auch die anderen zwei Frauen waren längst in ihr Blickfeld getreten, und sie trugen etwas unter den Armen, was weder Stephan noch Jana erkennen konnten.

»Was machen die da?«, hauchte Jana.

»Keine Ahnung.«
»Sieht so aus, als wären sie beschäftigt.«
Stephan lachte knarrend. »Ist mir egal. Hauptsache, sie beschäftigen sich nicht mit uns.«
»Du hast Humor.« Janas Stimme versiegte, denn zwei dieser Gestalten hatten sich gedreht und waren dabei, auf ihr Haus zuzugehen. »O nein«, flüsterte sie und verkrampfte die Hände zu Fäusten.
Ihr Mann hielt den Atem an. Seine Kehle war wie zugeschnürt. Er konnte den Blick auch nicht abwenden, und die zwei Vampirinnen sahen aus, als würden sie von den Dunstschleiern getragen und näher an das Gebäude herangeweht werden.
Sie waren mit knöchellangen Kleidern oder Gewändern bekleidet.
Ihre Gesichter schienen über den Ausschnitten der Kleider oder Umhänge zu schweben und keinen Kontakt mehr mit den übrigen Körpern zu haben, was allerdings auch an den Nebelschleiern liegen konnte, denn sie verzerrten die Sicht. Aber die bleichen Fratzen hoben sich trotzdem ab, als wären sie von innen beleuchtete Halloween-Masken.
Menschliche Gesichter, auch Gesichter, die den Wirtsleuten bekannt waren, die aber nicht mehr viel mit denen gemein hatten, die sie von früher her kannten.
Sie waren einfach zu glatt. Es gab kein Leben mehr in ihnen. Sie wirkten wie Masken, die jemand gekalkt hatte. Auch die Augen waren zu erkennen, dunkle Höhlen unter den blassen Stirnen. Die Haare hatten die Untoten zurückgekämmt oder nach hinten gedrückt, denn sie bildeten ein dunkles, verfilztes Gestrüpp auf ihren Köpfen.
Lippen waren kaum zu erkennen.
Aber die Münder hatten sie verzerrt, die zeigten ein wölfisches Grinsen, die oberen Zahnreihen lagen frei und damit auch die Vampirhauer, die wie kleine Messerspitzen nach unten starrten.
Es fiel beiden Zuschauern auf, dass sie sich nicht mehr so geschmeidig bewegten wie sonst. Sie gingen steif, ihre Arme schlenkerten zu beiden Seiten der Körper, aber sie kannten ihr Ziel und ließen es nicht aus den Augen.
»Jetzt können wir nur hoffen, dass unser Knoblauch sie abschreckt«, flüsterte Jana.
Ihr Mann nickte bestätigend.
Zu nahe durften die Blutsaugerinnen nicht mehr herankommen, dann erwischte es sie.
Und sie blieben stehen!
Es war, als wären sie durch die Schläge flacher Hände gestoppt worden. Sie bewegten sich keinen Schritt mehr weiter. Eine von ihnen krümmte sich sogar, schüttelte den Kopf und richtete sich wieder auf.

Die andere hob einen Arm. Sie presste den Handrücken gegen ihre Lippen, dann ging sie zurück. Sehr langsam, später schneller, und sie wurde eins mit dem Dunst.

Jana atmete stöhnend auf. Freude durchströmte sie. »Geschafft, Stephan, wir haben es geschafft. Sie… sie sind nicht näher herangekommen. Der Geruch hat sie vertrieben.«

»Sieht so aus«, murmelte der Wirt und kassierte einen Stoß seiner Frau.

»He!«, protestierte sie. »Das klingt aber gar nicht optimistisch. Was ist denn in dich gefahren?«

Er hob die Schultern. »Ich will einfach nicht daran glauben, dass es so einfach sein soll.«

»Manchmal macht man sich zu viele Gedanken.«

»Nicht bei den Vampiren, Jana, nicht bei ihnen.« Er stöhnte auf.

»Verflixt noch mal, das ist kein Film, den wir uns angeschaut haben. Das ist die Wirklichkeit. Die grausame, verfluchte Wirklichkeit.«

»Ich weiß.«

»Wir haben noch nicht gewonnen. Die sind ja nicht verschwunden. Schau genau hin, sie haben eine Aufgabe zu erledigen. Sie schleppen was herbei, sie bauen etwas auf, und ich frage mich, was, zum Teufel, das denn sein könnte.«

»Keine Ahnung. Aber hüte dich davor, nach draußen zu gehen und nachzuschauen.«

»Bin ich lebensmüde?«

»Bei dir weiß man das nie so genau.«

Er lächelte nur und trat vom Fenster zurück. »Wir werden natürlich abwarten müssen, was sie vorhaben. Ich kann nicht mal raten, aber es ist mir so vorgekommen, als wollten sie auf dem Platz etwas errichten oder aufbauen.«

»Stimmt.« Jana starrte zu Boden. Sie hob die Schultern. »Vielleicht sollen wir raten.«

»Das ist Unsinn.«

Sie ließ nicht locker. »Was könnte es denn sein?«

Stephan enthielt sich einer Antwort. Er trat noch einmal auf das Fenster zu. Diesmal sehr dicht, denn er schirmte dabei sein Gesicht rechts und links mit den Händen ab, um nur in eine Richtung schauen zu können. Denn sie allein war wichtig.

Der Wirt zuckte so heftig zusammen, dass seine Frau einen leisen Schrei ausstieß. »Was ist los? Was hast du?«

»Da… da ist noch jemand.«

»Wer denn?«

»Ein… ein Mann, aber ein Vampir.«

Schnell war sie bei ihm. Gemeinsam starrten sie durch die Scheibe und sahen tatsächlich die hoch gewachsene Gestalt, die einen düsteren

Mantel trug und sie tatsächlich an Vlad Dracula erinnerte, der in den Filmen vorgekommen war.

Der hier war kein Schauspieler. Er bewegte sich zwischen den vier Blutsaugerinnen und sah aus, als wollte er sie überwachen. Einmal drehte er sich und schaute direkt gegen das Fenster. Die Wirtsleute sahen nicht nur das wachsbleiche Gesicht, sondern auch das rote, verwaschen wirkende Zeichen auf seiner Stirn. Dass es ein großes D war, konnten sie nicht erkennen…

***

Wir bewegten uns durch einen toten Ort und konnten schon nach einigen Minuten den Knoblauchgeruch nicht mehr ertragen. Er schlug mir regelrecht aufs Gemüt, aber ich wollte mich nicht beschweren, denn die Stauden waren eine hervorragende Waffe gegen Vampire, und die Bewohner von Petrila hatten verantwortungsvoll gehandelt.

Das sah auch Marek ein, der sich dicht an meiner Seite hielt und davon überzeugt war, dass die Blutsauger erst mal abgeschreckt wurden. Er ging sogar noch eine Stufe weiter und meinte: »Die kommen gar nicht erst in die Häuser, denn ich kann mir denken, dass die Bewohner auch innen für einen Schutz gesorgt haben. Es ist schon komisch, John, aber durch Schaden wird man eben klug. Wir haben hier so manches Mal unter dem Terror gelitten, doch jetzt haben wir uns darauf eingestellt, und das finde ich gut.«

»Sicher, Frantisek, man muss es so sehen.«

Unser Ziel war die Gaststätte und in erster Linie der freie Platz davor. Wir begingen nicht den Fehler, im Sturmschritt auf unser Ziel zuzulaufen, sondern nutzten die Deckungen der Häuser, der abgestellten Wagen und Fahrzeuge aus, und schlichen auch an den Rändern der dicht wachsenden Hecken oder Zäune entlang.

Wir mussten mit vier Vampirinnen rechnen. Durch die Aussagen des Zeugen hatten wir erfahren, dass sich die Blutsaugerinnen auf dem freien Platz aufhielten und dort etwas aufbauten. Wir brauchten also keine große Sorge zu haben, dass sie plötzlich vor uns standen, um ihre Zähne in unsere Hälse zu schlagen, was ihnen auch schlecht bekommen wäre.

Der Dunst hatte sich verdichtet. Noch war er nicht überall gleich dicht. Er hielt sich besonders gut an feuchten Stellen im Ort, bildete da so lange Wolken, bis der Wind in sie hineinfuhr und sie verteilte, sodass der Dunst wie Tuchfetzen an uns vorbei wehte.

Marek kannte sich besser aus. Er kletterte über einen Zaun, wir liefen dann durch zwei Gärten und gelangten an die Rückseite eines scheunenähnlichen Hauses, wo ein Traktor stand, hinter den ein offener leerer Leiterwagen gespannt war.

Als Marek weitergehen wollte, hielt ich ihn fest. »Einen Moment

noch«, sagte ich und deutete auf das Gefährt.

»Was ist denn?«

»Wir sollten den Rest fahren.«

Er runzelte die Stirn. »Mit dem Traktor und dem Leiterwagen?«

»Wäre nicht schlecht.«

»Und dann?«

»Pass auf, Frantisek. Mir geht es hier nicht um einen spektakulären Auftritt, auch wenn es sich so anhören mag, was ich dir gleich erzähle. Ich will sie nur überraschen.«

»Das schaffst du mit dem Traktor.«

»Ja, und auch mit dem Wagen.« Ich hatte mich von ihm entfernt und hob eine Plane an, mit der ein Holzstapel abgedeckt worden war. »Die hier ist ideal.«

»Für wen und für was?«

»Für mich, mein Lieber. Um mich abzudecken, wenn ich auf dem Leiterwagen liege. Du wirst den Traktor steuern und auf unser Ziel zufahren. Sie werden sich zuerst auf dich konzentrieren und nicht auf mich, weil sie mich ja nicht sehen.«

Der Pfähler schaute mich an, schüttelte den Kopf, und ich fragte lächelnd: »Nicht gut?«

»Das ist Wahnsinn!«

»Aber der hat Methode«, sagte ich und kletterte auf den Leiterwagen. Er war länger als ich. An den Seiten hatte er ein Gitter aus Holzstäben, und ich streckte mich aus, wobei ich mich um den Dreck nicht kümmerte, der eine Schicht auf dem Boden gebildet hatte. Es klebten auch noch alte Kohl- und Rübenblätter dazwischen.

Marek protestierte nicht mehr. Er sagte nur: »Ich habe ja immer gewusst, dass du ein verrückter Hund bist, John. Aber dass du so verrückt bist, hätte ich nicht gedacht.«

»In dieser Welt haben nur die Narren noch eine Chance. Irgendwie bist du das doch auch.«

Er schaute mir von oben ins Gesicht. Die Plane hielt er bereits ausgebreitet. »Da hast du Recht. Wir beide sind die eigentlichen Narren.« Er lächelte leicht. »Dann gute Nacht, John Sinclair!« Marek drückte die Plane nach unten. Sie bestand aus braunem Kunststoff, war der perfekte Umweltschädling, aber wer kümmerte sich hier schon darum. Die Leute hatten andere Sorgen.

Das Zeug knisterte und knatterte, als Marek es über mich deckte.

Er musste es noch an den Seiten feststecken, damit es einigermaßen hielt.

Ich lag auf dem Rücken und hörte Mareks Stimme, der wissen wollte, ob alles okay war.

»Klar wie Kloßbrühe.«

»Gut, dann starte ich.«

»Tu das.«

Ich hörte seine Schritte leiser werden. Dann vibrierte der Leiterwagen ein wenig, als er auf den Traktor stieg.

Die Deichsel gab einen quietschenden Laut ab.

Ich kam mir selbst vor wie ein Vampir, der sich rücklings in einen Sarg gelegt hatte. Dabei war ich auf Nummer Sicher gegangen, das Kreuz lag auf meiner Brust, denn wenn jemand die Plane wegriss, sollte er seine Überraschung schon erleben.

Man zog in Orten wie Petrila die Schlüssel nicht ab. Auch im Zündschloss des Traktors hatte der Schlüssel gesteckt, und Marek brauchte ihn nur zu drehen. Erst beim fünften Versuch sprang der Motor an, wobei die Vibrationen erschreckend waren.

Das Geräusch kam mir ungewöhnlich laut vor. Ich hoffte trotzdem, dass die Blutsaugerinnen nicht zu früh gewarnt wurden.

Wir fuhren an.

Erst ruckartig, denn Marek musste sich an den Traktor gewöhnen.

Ich lag auf dem Rücken. Über mir die Finsternis und die stinkende Plane. Ich spürte auch den leichten Druck des Kreuzes auf meiner Brust und konnte nur hoffen, dass sich mein Plan verwirklichen ließ.

Wenn nicht, sah es böse aus…

***

Frantisek Marek kam sich vor wie ein Cowboy auf seinem Pferd, als er auf dem Sitz des Treckers saß. Noch immer bezeichnete er sich und seinen Freund John als zwei verrückte Hühner, weil sie sich auf so etwas eingelassen hatten.

Auf der anderen Seite aber konnte es durchaus klappen, denn keines dieser untoten Weiber würde mit einer derartigen Attacke rechnen. Sie würden erst mal durcheinander sein, sich auf ihn stürzen, er würde vielleicht die eine oder andere pfählen können, und dann würde John aus seiner Deckung hervorschießen und ihnen den Rest geben.

Ja, es war eine gute Lösung – wenn alles klappte.

Er rollte durch die Finsternis und den Dunst, dessen Schwaden manchmal wie Kletten an ihm und dem Traktor hingen, als wollten sie ihn nie mehr loslassen.

Aber er rollte weiter.

Tiefer hinein in den Ort, den er wie seine Westentasche kannte, wobei er sich allerdings etwas fremd vorkam, denn auf einem Traktor war er die Strecke seit vielen Jahren nicht gefahren.

Er kurvte über einen holprigen Weg. Die Scheinwerfer hatte er eingeschaltet, sie warfen einen blassen Teppich in das Dunkel der Nacht, der sehr schnell von den grauen Schwaden aufgesaugt wurde.

Marek verirrte sich nicht.

Knoblauchgeruch begleitete seinen Weg und mischte sich in den

Gestank der Abgase. Der Pfähler schaukelte auf seinem federnden Sitz und starrte in den Dunst.

Kein Mensch hielt sich im Freien auf. Wahrscheinlich waren er und John die Einzigen, die es wagten. Er ließ auch das letzte Haus hinter sich und sah den freien Platz vor sich.

Links von ihm und weiter vorne befand sich das Gasthaus. Er konnte nicht einmal die Umrisse sehen, auch hinter den Fenstern schimmerte kein Licht. Und doch war der Platz beleuchtet. Ungefähr in der Mitte sah er einen gelblichen Schein. An zwei verschiedenen Stellen flackerte er auf, doch der Nebel verzerrte die Sicht so, dass er wie ein einziger wirkte. Und in der Lichtwolke entdeckte Marek die Bewegungen.

Es waren keine Menschen. Es waren Vampire!

Der Pfähler spürte, wie sein Blut schneller durch die Adern floss und sich die Umgebung rund um seinen Magen erhärtete. Es war das Feeling, das er kannte, auf das er sich im Prinzip freute, das aber nicht frei von Spannung und Nervosität war.

Weiter…

Und er fuhr weiter.

Längst rollte er über den Platz. Er hatte den Feuerschein in sein Visier genommen. Die Lippen waren zu einem harten Grinsen verzerrt, Marek fühlte sich als Kämpfer, als Einzelgänger, und er spürte auch, wie der Hass gegen die Blutsauger in ihm hochstieg und zu einer mächtigen Lohe wurde.

Hatten sie ihn schon gesehen?

Er musste damit rechnen, konzentrierte sich noch immer auf den Schein und entdeckte in seiner Nähe auch die beiden Gestalten, die irgendetwas taten.

Wo waren die anderen?

Er gab noch einmal Gas. Der Traktor zog an, er bekam Schwung, wurde schneller, aber das reichte nicht aus, um die Blutsaugerinnen zu stoppen. Plötzlich waren sie da.

Rechts und links des Traktors erschienen sie wie fließende Gespenster, die sich plötzlich vom Boden lösten, schräg in die Höhe sprangen und sich dann an den Seiten der Zugmaschine festklammerten, um sich von ihr weiterschleifen zu lassen.

An der rechten Seite hangelte sich eine Blutsaugerin hoch. Sie hielt sich mit einer Hand fest, mit der anderen griff sie Marek ins Steuer.

Der Traktor überschlug sich fast, als die Vorderräder zu scharf eingeschlagen wurden.

Marek bremste.

Die Blutsaugerin schwang sich noch höher, und Marek riss seinen Pfahl hervor. Er schaute dabei am Kopf der Untoten vorbei und entdeckte noch eine Gestalt in der Nähe des Traktors.

Das war keine Frau.
Es war ein männlicher Vampir. Und welch ein Monstrum, denn das blutige D auf seiner Stirn war nicht zu übersehen.
Dracula II war da!
Der aber kümmerte sich nicht um Frantisek Marek, sondern stürzte auf die Plane zu und riss sie hoch…

***

Mir war der Begriff für die Zeit fast verloren gegangen, trotzdem kam mir die Wegstrecke verflucht lang vor. Jede Erschütterung und jede Kurve bekam ich überdeutlich mit, sodass ich auf der Fläche von einer Seite zur anderen rutschte, manchmal auch gegen die Gitterstäbe prallte und deshalb meine Arme ausbreitete, um mich mit den Ellenbogen abzustützen. Die Fahrt wurde zu einem Horrortrip, denn mit jedem Meter, den wir zurücklegten, näherten wir uns dem Grauen.
Ich schmiedete Pläne. Ich versuchte, mich in die Lage der Vampirinnen zu versetzen, um in der Theorie herauszufinden, wie sie wohl reagieren würden. Sie würden angreifen, wenn sie das frische Blut rochen, das stand fest, doch wie dies geschehen würde, konnte ich beim besten Willen nicht sagen.
Abwarten und genau das Richtige tun.
Als die Kurverei abnahm, da war mir klar, dass wir das Ziel beinahe erreicht hatten. Zumindest befanden wir uns in der Nähe. Ich hörte auch, dass unter den Reifen Kieselsteine knirschten, und genau damit war der große Platz vor der Gastwirtschaft bestreut. Die Plane schloss zwar ziemlich dicht, aber nicht so dicht, dass es keine Lücken an den Seiten gegeben hätte, und durch sie konnte ich hin und wieder schielen und sah deshalb auch den zitternden Fleck als helle Insel in der Dunkelheit.
Feuer?
Wahrscheinlich. Wenn ja, dann war es auf dem Platz angezündet worden. Dort sollte etwas stattfinden, da wollte sich Dracula II möglicherweise mit seinen Dienerinnen treffen, um die blutige Brautnacht einzuläuten. Die Rechnung hatte er ohne mich gemacht.
Die scharfe Rechtskurve, in die der Traktor den Wagen zog, überraschte mich. Ich wurde gegen das Gitter gepresst und wusste, dass etwas passiert war.
Noch blieb ich starr liegen und wollte erst meine Beretta ziehen, bevor ich die Plane wegstieß.
Dazu kam ich nicht mehr.
Ein anderer war schneller, und er riss die Plane mit einem wilden Ruck in die Höhe.
Er starrte mich an.
Ich schaute zu ihm hoch.

Und ich sah das blutige D auf seiner Stirn!

***

Jana konnte nichts mehr sagen, als sie ihrem Mann zuschaute, wie er auf die Wand zuging und das Kreuz abnahm. Er war sehr behutsam, und er drehte sich langsam herum. Stephan sah aus wie jemand, der eine Prozession anführte, er hielt das Kreuz mit beiden Händen fest, betrachtete es noch einmal, bevor er es über seine Schulter legte.

»Ich gehe jetzt, Jana…«

»Bitte, du kannst doch nicht…« Stephan schüttelte den Kopf. Er ließ sich nicht beirren. »Jana, manchmal muss der Mensch über seinen eigenen Schatten springen. Der Zeitpunkt ist für mich gekommen.« Mit entschlossenen Schritten näherte er sich der Tür und drehte den Schlüssel herum.

Jana konnte nichts mehr sagen. Sie hatte ja gefleht und gebettelt, aber draußen auf dem Platz hatte sich einiges verändert. Jemand war mit einem Traktor gekommen, sie hatten es am Geräusch des Motors genau erkannt, und wenn dieser Mann keine Angst hatte, dann fürchtete sich der Wirt auch nicht.

Er zog die Tür auf, ließ die Kälte in den Raum und auch die Dunstschleier, die wie Arme aus dem Jenseits nach den beiden Menschen zu greifen schienen.

»Dann sei der Herr mit dir!«, flüsterte Jana und schlug rasch ein Kreuzzeichen.

Stephan hatte die Worte seiner Frau nicht gehört. Er tat den ersten berühmten Schritt und stand vor seinem Gasthaus, umweht vom Geruch der Knoblauchstauden. Sein Blick galt den beiden blassen und verschwommenen Glotzaugen des Traktors.

Dort musste er hin.

Er ging weiter. Die schemenhaften Gestalten flößten ihm keine Angst ein. Zwei von ihnen sah er am Traktor, die anderen beiden standen in der Nähe des vom Feuerschein umgebenen Aufbaus, diesem komischen Altar.

»Ich komme!«, rief er. »Ich komme, ihr verdammten Blutsauger! Jetzt ist die Zeit der Rache da…«

***

Der Angriff war so schnell und auch überraschend erfolgt, dass Marek nicht mehr so reagierte, wie er es gewohnt war, denn er war völlig aus dem Rhythmus geraten und hatte in seiner plötzlichen Aufregung auch den Motor abgewürgt.

Der Traktor stand.

Das wiederum hatten die beiden Blutsaugerinnen gewollt, sie sahen in Marek eine leichte Beute. Was früher einmal gewesen war, gab es nicht mehr, sie dachten nicht daran, wie er sich um sie gekümmert

hatte, jetzt wollten sie sein Blut.

Es war ihm trotz der Bedrängnis gelungen, seinen Eichenpfahl hervorzuziehen. Allerdings war er etwas in die Defensive geraten, denn die erste Gefahr hatte ihn von rechts erwischt. Dort klammerte sich die Blutsaugerin an ihm fest, sie wollte ihn vom Sitz zerren und auf den Boden neben den Traktor schleudern.

Bevor er kippte, wechselte er den Pfahl in die Linke.

Dann fiel er.

Sein linker Arm beschrieb einen Bogen, und die Spitze des Pflocks jagte nach unten, wobei sie auf den Körper zielte, der schräg vor ihm stand.

Er fiel – und traf!

Beides geschah zugleich. Marek hörte ein schreckliches Geräusch, als der Pfahl die Brust der Untoten durchstieß. Auch dieses Wesen konnte sich nicht auf den Beinen halten. Es kippte zurück, schlug mit dem Rücken auf, und Marek landete wuchtig auf dem weichen Körper, wobei er dicht neben seinen Pfahl fiel.

Er steckte tief in der Brust. Es sah so aus, als wäre die Untote auf dem Boden festgenagelt worden. Ihr Gesicht zuckte, ihre Hände auch. Aus der Wunde quoll eine schleimige und stinkende Flüssigkeit, dann wurde das Entsetzen auf dem Gesicht starr, und diese Starrheit bedeutete gleichzeitig ihr Ende.

Marek empfand kein Bedauern. Das hier war kein Mensch gewesen, sondern eine Bestie auf zwei Beinen. Er riss den Pfahl aus der Wunde, als er sich erhob, und drehte sich auf der Stelle.

Er sah Mallmann.

Aber auch die zweite Vampirbraut. Sie hatte sich mit einem Stein bewaffnet und war von der anderen Seite her über den Sitz geklettert, sodass sie schon sehr dicht bei ihm stand.

Den Stein hielt sie mit beiden Händen fest. Ihr Gesicht zeigte einen höllischen Hass. Dann rasten die Arme nach unten, und sie warf sich auch selbst dabei vor.

Marek gehörte nicht mehr zu den Jüngsten. Er reagierte für sein Alter zwar erstaunlich schnell, war aber nicht so flink wie ein Tänzer. Er brachte seinen Kopf noch aus der Richtung, dennoch erwischte ihn der Stein an seiner rechten Wange.

Diesmal fiel Marek auf den Rücken.

Für einen Moment hatte er Glück, denn die Blutsaugerin hatte sich irgendwo festgehakt. Sie musste sich erst losreißen, um dem Liegenden entgegenzustürzen.

Dann fiel sie.

Dabei knurrte sie wütend, und sie wollte noch einmal mit dem Stein zuschlagen.

Hätte sie ihn geworfen, sie hätte Erfolg gehabt. So aber kam sie zu

spät.

Denn Marek hielt seine Waffe ebenfalls mit beiden Händen fest, und deren Spitze zeigte nach oben.

Die Blutsaugerin fiel darauf zu. Marek korrigierte sie noch um eine Idee nach links.

Im nächsten Augenblick kam die Woge über ihn, als die Untote genau in den Pfahl hineinsackte und Frantisek Marek seinem Namen wieder alle Ehre machte.

Die Spitze des Pfahls drang durch. Sie wühlte sich in das leblose Fleisch hinein, und das Gesicht der Wiedergängerin verschwamm vor den Augen des Pfählers. Ihr Maul klappte nicht zu. Ihr Kopf fiel nach vorn, und einen Moment später spürte Marek die Zähne an seiner linken Halsseite. Es war ein Zufall, dass die Untote so auf ihm lag. Panik stieg in Marek hoch. Er konnte den schweren Körper nicht wegdrücken, aber das untote Wesen schaffte es nicht mehr, ihm das Blut auszusaugen. Es verging.

Ein letztes Zucken noch. Der Körper erschlaffte, als hätte man Luft aus einem Ballon gelassen. Keine Gefahr mehr.

Marek lag auf dem Rücken. Er hörte sich keuchen und spürte die Schmerzen in seinem Gesicht. Doch er wusste auch, dass der Kampf noch nicht beendet war. Er würde weitermachen, denn es waren noch zwei Vampirinnen frei – und natürlich Will Mallmann…

***

Ich konnte nicht sagen, wer von uns beiden der Überraschtere war, Mallmann oder ich. Jedenfalls starrten wir uns an, und das ungefähr für die Dauer von zwei Sekunden.

Dracula II handelte zuerst.

Er warf sich zurück, während ich die Beretta zog. Ich bekam sie auch schnell in die Hand, aber da war kein Ziel mehr zu sehen, weil der Blutsauger bereits das Weite suchte und mein Schusswinkel zu schlecht war. Ich musste aus dem Leiterwagen klettern, stützte mich dabei am Gitter ab und sprang hinunter.

Marek kämpfte mit zwei Blutsaugerinnen. Es sah recht gut für ihn aus, ich brauchte ihm nicht zu Hilfe eilen. Der ersten hatte er den Pfahl durch die Brust gerammt. Zwei andere irrten noch über den Platz, und sie befanden sich nicht weit von den Flammen entfernt, auf die ich zueilte.

Mallmann hatte denselben Weg genommen. Ich sah ihn laufen und konnte gegen seinen Rücken schauen. Dann fiel mir eine andere Person auf, mit der ich nicht gerechnet hatte.

Innerhalb der Schwaden bewegte sich eine Gestalt, die so ungewöhnlich aussah, dass ich nicht wusste, wie ich sie einordnen sollte.

Ich hörte den Mann schreien. Er verfluchte die böse Brut, und er bewegte den Gegenstand, den er mit beiden Händen fest- und vor sich hielt.

Es war ein großes Kreuz. Das Kreuz aus dem Lokal. Und es war der Wirt, der es hielt.

Ich wollte ihn anschreien und fragen, ob er denn irrsinnig geworden war. Trotz seiner Waffe würde er gegen die Blutsaugerinnen kaum ankommen, doch er ging weiter, war nicht zu stoppen und hatte sich bereits ein Ziel ausgesucht.

»Komm her, du Bestie! Los, zu mir, du Blut saugendes Monstrum! Du sollst verbrennen, verdammt! Ich will dich vernichten. Das heilige Feuer soll dich auflösen…«

»Nein!«, schrie ich. »Verschwinden Sie!«

Er ging weiter, und er hatte Erfolg, denn nahe des Feuers und gut sichtbar für mich, drehte sich eine Gestalt nach links. Im tanzenden Widerschein der Flammen sah sie aus wie ein vibrierendes Gespenst, das sich plötzlich zu einem höllischen Dasein materialisiert hatte.

Ich war leider zu weit weg, um eingreifen zu können. Auch ein Schuss hätte mir kaum geholfen, denn ein Treffer wäre ungewiss gewesen. Zudem wartete Mallmann auf mich.

Die beiden stießen zusammen.

Und ich konnte nicht mehr tun, als dem Wirt die Daumen zu drücken, dass er stärker war…

***

Ja, er fühlte sich stark und hatte seinen Hass auf diese verfluchte Brut hinausgeschrien. Jemand musste endlich etwas tun hier in Petrila. Man konnte nicht alles Marek, dem Pfähler, überlassen. Er sollte endlich erkennen, dass es noch andere Personen gab, die sich dem Bösen stellten und dass sich die Bewohner von Petrila nicht nur aus Feiglingen zusammensetzten.

Stephan hörte den Fremden schreien. Sicherlich wollte er ihn warnen, doch der Wirt ging weiter. Sein Ziel waren die beiden Feuer und der seltsame Altar dazwischen. Dort konnte er die beiden Gestalten finden. Eine hatte ihn bereits entdeckt, sich umgedreht und löste sich wie ein Schatten aus den rötlichen Schwaden, um sich um ihn zu kümmern. Sein Blut sollte ihr schmecken.

»Ersticken!«, keuchte er. »Ersticken wirst du daran! Das kann ich dir versprechen.« Er entfernte sich immer weiter von seinem schützenden Haus, das Kreuz hielt er mit beiden Händen fest. Es sollte die Erlösung über Petrila bringen.

Die Untote huschte heran.

Er kannte sie genau. Es war die jüngste der vier Frauen gewesen.

Ihr braunes Haar hatte sie gelöst, und für einen Moment umzuckte

ein gequälter Ausdruck seine Lippen, als er daran dachte, wie oft die Kleine bei ihm und seiner Frau gesessen hatte.

Jetzt nicht mehr.

Hier ging es um Leben und Tod!

Sie war schnell, auch wenn sie »steif« lief. Und Stephan wunderte sich, dass sie ihm auf direktem Wege entgegenlief. Hatte sie denn keine Angst vor dem großen Kreuz?

Er irrte sich.

Sie griff ihn nicht direkt an, denn kurz bevor sie in den Dunstkreis des Kreuzes geraten konnte, schlug sie einen Bogen nach rechts, um in einen Kreis hineinzulaufen.

Stephan wusste jetzt, was sie vorhatte. Sie wollte in seinen Rücken gelangen.

Er drehte sich herum.

Zu langsam, denn mit einem wahren Pantersprung hechtete sie auf ihn zu. Die Hände hatte sie gestreckt, die Fingernägel bohrten sich in seinen Rücken, er spürte sie wie kleine Messer und geriet dabei ins Taumeln. Der plötzliche Druck hätte ihn normalerweise zu Boden geschleudert, doch in diesem Fall hatte er Glück, weil er sich auf das untere Ende des Kreuzes stützen konnte.

Es gab ihm für einen Moment Halt, während sich die Untote praktisch in seinem Rücken festgebissen hatte und er wie aus weiter Ferne die schrille Stimme seiner Frau vernahm.

Sie hatte das Haus verlassen, sie wollte ihrem Mann beistehen, der plötzlich in Schwierigkeiten geriet, weil er nicht mit der Raffinesse der Blutsaugerin gerechnet hatte und wahrscheinlich auch nicht mit deren Kraft.

Die Vampirin stieß ihn um.

Stephan fiel auf die rechte Seite. Seine Schulter schien zu explodieren, so heftig wühlte der Schmerz im Gelenk. Wahrscheinlich war sie ausgekugelt, doch daran durfte er nicht denken. Er musste sich der Untoten erwehren, nur war das nicht mehr zu schaffen, denn er brauchte beide Hände, um sein schweres Kreuz zu halten.

Der rechte Arm war kraft- und gefühllos geworden. Das Kreuz kippte zur Seite. Waffenlos lag er vor ihr, war jetzt eine sichere Beute und sah das hässliche und doch noch so verflucht junge Gesicht über sich. Eine bleiche, maskenhafte Totenfratze mit den beiden schiefen Vampirzähnen, die darauf warteten, seine Haut zu spalten.

Sie sackte auf die Knie und streckte die Arme aus, um das Opfer am Boden festzudrücken.

Mochte sie noch so stark und außergewöhnlich sein, eines hatte sie nicht: Augen am Rücken.

Deshalb hatte sie auch nicht sehen können, wie Jana auf sie zugerannt war. Sie besaß eine Waffe, denn sie hatte eine dieser

Knoblauchketten vom Fenster abgerissen.

Jana war genau zum richtigen Zeitpunkt an der richtigen Stelle.

Als sich die Blutsaugerin vorbeugte, um ihren Biss anzusetzen, schleuderte sie die Knoblauchkette am Gesicht der Untoten vorbei, sodass sie sich einen Lidschlag später um den Hals drehte und für das Wesen zu einer tödlichen Würgeschlinge wurde.

Ein durchaus starkes Band hielt die runden Knoblauchköpfe zusammen, und Jana verließ sich auf die Stärke.

Sie setzte all ihre Kraft ein und zerrte die Blutsaugerin zurück.

Dass es so leicht sein würde, hätte sie nicht gedacht, denn durch den eigenen Zug fiel sie selbst ebenfalls nach hinten, und das Wesen landete auf ihr.

Sie ließ die Kette nicht los.

Dabei schrie sie, verfluchte die Untote, und sie hörte das Zischen, als Fleisch verbrannte. Die Blutsaugerin versuchte noch, ihren Kopf zu bewegen, es gelang ihr nicht, und plötzlich war auch Stephan wieder da.

Er hatte sich ebenfalls eine Staude besorgt, eine Knolle abgerissen und rammte sie in das offene Maul der Bestie.

Das war ihr Ende.

Sie starb, sie verging, und obwohl sie schon erledigt war, hielt Jana die Kette noch wie im Krampf fest. Nur ihr Mann sah, dass ihr dabei die Tränen über die Wangen rannen…

***

Ich musste Mallmann haben!

Mir schoss dabei durch den Kopf, dass er mir schon so oft entwischt war, und ich wünschte mir jetzt Sukos Stab herbei, um die Zeit anhalten zu können.

Es hatte auch keinen Sinn, ihm eine geweihte Silberkugel in den Körper schießen zu wollen, der Supervampir war dagegen resistent, dafür hatte der Blutstein gesorgt, der sich, nach wie vor leider in seinem Besitz befand.

Leider hatte er einen ziemlich großen Vorsprung. Er war durch die Schwaden getaucht und mit langen Sätzen auf sein neues Ziel zugehetzt, der unmittelbaren Umgebung der beiden Feuer. Dort wischte er noch hindurch, und in seiner Nähe befand sich die letzte der vier Bräute. Als er sie erreichte und sie sich ihm zudrehte, um ihn zu begrüßen, da sah es für einen Moment so aus, als wollte er sie in die Arme schließen und an sich drücken wie eine Geliebte.

Das tat er nur halb. Er packte sie zwar, lief aber mit ihr weiter auf den aus Steinen und Holz errichteten Altar zu, den er mit einem gewaltigen Satz erreichte. Kaum stand er sicher, da drehte er sich um, weil er mich anschauen wollte.

Seine Braut hielt er fest. Er hatte sie nur waagerecht auf seinen vorgestreckten Armen liegen und erinnerte in dieser Haltung tatsächlich an den großen Filmheld Dracula. Da stimmte sogar die Kleidung. Mallmann, ganz in Schwarz, seine Braut in einem schmutzigen Weiß, das trotzdem noch leuchtete.

Was er vorhatte, wusste ich nicht. Ich jedenfalls stoppte meinen Lauf erst, als ich ebenfalls zwischen den beiden Feuern stand und den heißen Hauch der Fackeln rechts und links des Gesichts spürte.

»Okay, Mallmann!«, schrie ich ihn an. »Ich bin hier. Wieder einmal stehen wir uns gegenüber. Was willst du? Weshalb hast du sie zurückgeschickt?«

»Es sind meine Bräute, Sinclair.«

»Das sehe ich!«

»Und ich hatte vor, sie in meinen inneren Zirkel zu nehmen. Ich hätte mit ihr eine blutige Brautnacht gefeiert. Die Menschen hier wären zu Zeugen geworden. Trauzeugen des Bösen, als Vampire hätten sie uns umstanden und Beifall geklatscht.«

Ich grinste schief. »Daraus wird nichts. Du bist zudem kein Typ für einen Harem.«

Der Spott traf ihn hart, denn indirekt hatte ich ihn an seine Pleite erinnert, die er in einem Harem in Marokko erlebt hatte. Er schrie mir eine Verwünschung entgegen, als ich auf ihn zuging und ihm mit lauter Stimme erklärte: »Ich werde dich jetzt holen, Mallmann. Ich werde dein Trauzeuge sein.«

»Versuche es nur!«

»Sicher!« Ich streifte die Kette über meinen Kopf und hielt das Kreuz in der rechten Hand.

Mallmann tat nichts. Er zuckte nicht einmal zusammen. Der Wind fegte durch sein dunkles Haar und wehte es hoch. Er sah wild aus, die Berge wuchsen wie drohende Schatten im Hintergrund der Nacht hoch. Das war seine Welt, das war seine Zeit. Flammen, stockfinstere Nacht, schaurig anzusehen, vergleichbar mit einer monströsen Kulisse für einen Horrorfilm.

Wollte er mich tatsächlich auf die Altarplatte kommen lassen? Das konnte ich einfach nicht glauben. Ich rechnete noch immer mit einem Trick seinerseits.

Dracula II enttäuschte mich nicht. Er erwachte aus seiner Starre und bewegte sich ziemlich heftig. Beide Arme riss er hoch. Für mich sah es so aus, als wollte er seine Braut über den Kopf stemmen und sie dann fallenlassen.

Er lachte brüllend.

Und er schleuderte seine Braut auf mich zu.

Die Untote schrie. Sie schien wohl zu ahnen, welches Schicksal sie erwartete. So begleitete ihr Schrei den Flug wie der Klang einer

Sirene. Der Aufprall hätte mich sicherlich zu Boden gerissen, aber ich steppte zur Seite, so krachte sie neben mir auf den Boden. Der Gegendruck schleuderte sie noch einmal in die Höhe, dann fiel sie wieder zurück.

Ich ließ sie bis auf die Knie kommen. Sie konnte sich auch an meiner Hüfte festklammern, und ich schaute nicht hin, als ich ihr das Kreuz in das verfilzte Haar drückte.

Mein Blick galt Mallmann, der die Szene mit einem breiten Grinsen beobachtete, umtanzt vom huschenden Schein der Flammen, die ihn aussehen ließen wie der Mittelpunkt eines schaurigen Gemäldes.

Der Schrei war grauenhaft.

Er hatte sich aus der Kehle der Untoten gelöst. Die Finger, die sich noch vor einem kurzen Augenblick in meine Kleidung gekrallt hatten, lösten sich. Hände rutschten kraftlos an meinen Hosenbeinen nach unten. Aus dem Haar stieg eine stinkende Rauchwolke, die Blutsaugerin sank vor meinen Füßen zusammen, war erlöst und blieb starr liegen. Sie verfaulte auch nicht, denn so lange war sie noch kein Vampir gewesen.

Mallmann stand noch immer auf dem Altar.

Ich kam da nicht mehr mit. Wollte er es tatsächlich auf einen direkten Zweikampf ankommen lassen?

Als ich vorgehen wollte, stoppte mich seine Stimme schon im Ansatz der Bewegung. »Schau her, Geisterjäger!«, brüllte er. »Schau mich an!«

Ich tat ihm den Gefallen und sah, wie er sich auf der Altarplatte bewegte. Das war nicht alles. Er hatte einen Zipfel seines schwarzen Mantels gefasst, schleuderte ihn hoch. In diesem Augenblick sah ich das Futter des Mantels, das in einen hellen Gelb schimmerte.

Da wusste ich Bescheid.

Es war nicht sein Kleidungsstück, sondern das der Hexe Assunga.

Er hatte es sich von seiner Partnerin ausgeliehen, und dieser Zaubermantel tat seine Pflicht.

Mallmann löste sich auf.

Ich hörte noch sein Lachen, das aber klang mir bereits aus dem Unsichtbaren entgegen. Er hatte es wieder einmal geschafft, und ich trat vor Wut so heftig mit dem rechten Fuß auf, dass ich vor Schmerzen aufschrie…

***

Wir saßen zusammen in der Gastwirtschaft, tranken den scharfen Schnaps, und zumindest zwei Männer waren froh, dass es Jana gab, denn sie kümmerte sich um Mareks und auch um die Verletzungen ihres Mannes, der einige Kratzer abbekommen hatte, die verbunden werden mussten. Seine Schulter musste sich ein Arzt vornehmen.

Ich hatte ihm eine Schlinge angelegt, in die er dem Arm legen

konnte.

Auch Mareks Wange und das Ohr hatte einiges abbekommen.

Auch das würde sich ein Arzt ansehen müssen.

Trotz dieser Blessuren konnten wir froh sein, denn wir hatten überlebt und die Vampirbrut zurückgestemmt.

»Petrila kann aufatmen«, sagte der Wirt und suchte Zustimmung bei uns.

Frantisek Marek gab die Antwort, die er als Frage Stellte. »Stephan, kannst du mir auch sagen, für wie lange?«

Da musste er passen. Ebenso wie seine Frau und ich. Wir konnten nur hoffen, dass es so lange wie möglich andauerte…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 752 »Lauras Leichenhemd«